

Bezugspreis.

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2, — Reichsmark voraus zahlbar. Unter Kreuzband für Deutschland, Ostpreußen, Saar- und Rheinlandgebiet, Ostpreußen, Litauen, Luxemburg 4, 50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5, 50 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Volk und Zeit“ sowie den Beilagen „Unterhaltung und Wissen“, „Aus der Himmels-“, „Frauenstimme“, „Der Rinderfreund“, „Jugend-Vorwärts“ und „Bild in die Weite“ erscheint wochentags zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Dienstag, den 27. Juli 1926

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Vertriebsstellen: Berlin 27 534 — Bankkonten: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Wallstr. 65; Postkonten-Gesellschaft, Poststr. 10, Berlin SW. 68.

Anzeigenpreise:

Die einseitige Nonpareil-Beilage 60 Pfennig, Restausgabe 5.— Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ des fetterdruckten Wort 25 Pfennig (außerhalb zwei fetterdruckte Worte), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Streifenbeilage des ersten Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig, Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Hauptgeschäft, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, abgegeben werden. Schließt von 6 1/2 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Bayerische Justizverwaltung.

Schwere Anklagen gegen den Justizminister. — Verteidigung der Haftentlassung Schweikarts.

In der „München-Augsburger Abendzeitung“, dem deutschnationalen bayerischen Organ, hat der deutschnationalen Reichstagsabgeordnete Dr. Schaeffer, Mitberichterstatler des Femeauschusses des Reichstags, einen Beitrag zur Hege gegen den Femeauschuss, besonders gegen den Berichterstatler des Ausschusses, Genossen Dr. Levi, geliefert.

Dr. Schaeffer wirft dem Genossen Levi vor, er habe ohne Auftrag und Kenntnis des Femeauschusses Anzeige gegen Schweikart erstattet.

Zu diesem Angriff von einem Mitglied des Femeauschusses gibt uns Reichstagsabgeordneter Genosse Dr. Paul Levi die folgende Darstellung:

„Der Reichstagsabgeordnete, Staatsanwaltschaftsrat Dr. Schaeffer, hat seine Anwesenheit in München zum Zweck des Studiums der Akten dazu benützt, in der Öffentlichkeit sich mit mir zu beschäftigen. Ich konnte erwarten, daß er, der die Dinge kennt, der vortäglichen Hege entgegenzutreten werde, die in einem Teil der bayerischen Presse gegen mich eingeleitet hat. Er tut das Gegenteil und zwingt daher, er, der Mitberichterstatler, mich, den Berichterstatler, in der Öffentlichkeit die Dinge auf den entscheidenden Punkt zurückzuführen.“

Bei Durchsicht erst der Akten Sandmeyer, dann der Akten Gareis ergab sich, daß in diesen letzten Akten sich ein Pseudonym Brief befand, den die Polizei seinerzeit völlig unbeachtet zu den Akten genommen hatte und den ich als von der Hand Schweikarts herrührend, an der Hand der Akten, wie an dem gewählten Pseudonym erkannte. Dieser Brief, in dem sich der Schreiber als Täter bekannte, und die Polizei auf eine falsche Fährte — nach der kommunisistischen Seite hin — zu locken versuchte, ergab zweierlei: Wenn nicht die Täterschaft unmittelbar, so doch mindestens das persönliche Interesse des Schreibers an der Verewissung der Spuren einestells, andernteils den bestimmten Nachweis, daß der Schreiber — Schweikart — in den Tagen der Ermordung von Gareis in München gewesen ist, was er bisher selbst unter Anerbieten von Zeugnissen bestritten hatte.

Wir blieben angesichts dieser Erkenntnis zwei Möglichkeiten. Die eine: Diese Dinge im Ausschuss vorzutragen, sie durch das Telegraphenbureau verbreiten zu lassen, den Beschuldigten entziehen und mir dann von den Münchener Behörden folgen zu lassen: Hättet ihr uns das Material rechtzeitig gegeben, so würden wir den Beschuldigten gefast haben.

Die andere Möglichkeit, die ich gewählt habe: den zuständigen bayerischen Behörden meine Beobachtungen als Privatmann mitzuteilen und ihnen die Entscheidung zu überlassen, die ihnen und nur ihnen zusteht und obliegen.

Ich konnte und mußte diesen Weg um so eher wählen, als der Reichstagsausschuss andere Aufgaben hat als die, Strafverfolgungen durchzuführen und somit seine Aufgaben mit denen der bayerischen Behörden gar nicht in Kollision geraten konnten. Ich habe übrigens diesen Schritt nicht etwa hinter dem Rücken des Ausschusses getan, sondern nach Unterredung mit seinem Vorsitzenden, der mir auch gestattete, die erforderlichen Akten der Staatsanwaltschaft in München zu überlassen. Daß mein beabsichtigter Schritt nicht vom Ausschuss zuvor gebilligt wurde, geschah aus zwei Gründen. Der erste: siehe oben. Der zweite: mir würde eine Strafverfolgung auf Befehl des Ausschusses als ein für gewisse bayerische Empfindlichkeiten viel schwerer erträgliches Schritt erschienen sein.

So habe ich meinen Vortrag dem Staatsanwalt in München persönlich und als Privatperson erstattet; im Gegensatz zu meinem staatsanwaltschaftlichen Mitberichterstatler bin ich der Meinung, daß jedermann, auch ein Reichstagsabgeordneter, das Recht hat, Beobachtungen über strafbare Handlungen, die er macht, der zuständigen Behörde, dies ist der Staatsanwalt in München, vorzutragen, auch als Privatperson. Es kommt auf die zugrundeliegenden Tatsachen an, nicht darauf, ob der Anzeigende sich zuvor ein amtliches Siegel hat auf den Pödel drücken lassen, was der Staatsanwalt Dr. Schaeffer für das entscheidende zu halten scheint.

Ich habe diese Anzeige erstattet ohne alle Illusion über den Ausgang des Verfahrens. Ich glaube auf Grund meiner ziemlich genauen Kenntnis der Akten sagen zu können: die unteren Organe, auch bei der Polizei, haben im allgemeinen gut und willig gearbeitet. Man soll sich überhaupt nicht vorstellen, daß das Bayern von 1921 ein einheitlicher Sumpf der Korruption gewesen sei. Daß keine der Mordtaten zur Sühne gelangte, lag an oberen Stellen und an dem Einfluß eines Kreises von höchstens zwanzig Leuten, die die Mörder deckten.

Leider ist der gegenwärtige bayerische Justizminister Dr. Gärtner dem Einfluß dieser Leute unterlegen. Er, in seiner damaligen Eigenschaft als Oberregierungsrat im Justizministerium, ist am 14. März 1921 dem Staatsanwalt in den Arm gefallen; er hat bewirkt, daß die Mörder des Kainers Hartung — zum Teil identisch mit denen der Sandmeyer — nicht der verdienten Strafe zugeführt werden konnten.

Es gibt in München Beamte genug, die in jenen schrecklichen Jahren sich Ehre und Anstand genug gewahrt haben, um das

Gärtnerische Vorgehen in seiner ganzen Bedeutung begriffen zu haben. Ich kann der bayerischen Regierung die Namen nennen; sie sind übrigens aus den Akten ersichtlich.

Dieser Justizminister befindet sich seitdem in der Hand der Mörder, bzw. ihrer Hintermänner. Sie sind jederzeit in der Lage, das Zustandekommen der damaligen „Interventionen“ des Oberregierungsrats Gärtner zu enthüllen, den von dem gegenwärtigen Justizminister geleisteten Eid durch ihr Zeugnis wirksam zu ergänzen und damit den gegenwärtigen Justizminister wegen schwerster Verbrechen mit auf die Anklagebank zu bringen. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist für mich der Erlaß des bayerischen Justizministers vom 11. Juni d. J. von Interesse. Er verstößt gegen Artikel 34 der Reichsverfassung und ist nicht erlassen, um gegen die Reichsverfassung zu verstoßen, sondern um ganz allgemein den bayerischen Justizbehörden den Hint zu geben, wie die „Berliner“ Schritte zu beurteilen sind. Er schließt sich zeitlich an meinen Vortrag beim Münchener Staatsanwalt am 16. Mai an. Er ist die versteckte Intervention im Verfahren gegen Schweikart; ob es daneben noch verdedte gibt, weiß ich nicht. Ein Resultat ist jedenfalls erreicht: die Freilassung des Schweikart.

Die kriminalistische Erledigung der in Bayern begangenen Morde ist wie gesagt allein die Aufgabe der bayerischen Behörden, die ihnen niemand verkümmern will, und um die sie selbst niemand beneidet.

Der Beginn aber jeder kriminalistischen Erledigung wird immer sein müssen, den gegenwärtigen bayerischen Justizminister wegen seiner am 14. März 1921 begangenen Intervention zugunsten der Beurer, Neunzerl, Berchold, Ballg, d. h. der Mörder des Hartung neben den Mördern auf die Anklagebank zu bringen, sei es nach § 346 StGB., sei es wegen schwererer Delikte.“

Eine Erklärung Gärtners.

München, 26. Juli. (WLB.) Die Korrespondenz Hoffmann meldet halbamtlich: Die Nachricht von der Entlassung Schweikarts aus der Untersuchungshaft nimmt ein Teil der Presse zum Anlaß, die bayerische Justiz maßlos anzugreifen. Das war vorauszuhaben. Denn dieser Teil der Presse hat von Anfang an den Sachverhalt entstellt, Tatsachen als feststehend bezeichnet, die keineswegs festgesetzt waren, und eine Verächtlichung von amtlicher Seite unbeachtet gelassen oder mit hämischen Bemerkungen versehen.

Aus den eingehenden Erörterungen des Falles in der Presse ist bekannt, daß der Verdacht gegen Schweikart ausschließlich auf Indizien beruht. Welche Vorwürfe werden gegen die Justiz erhoben, wenn ausnahmsweise einmal ein Urteil, das in der gründlichsten und sorgfältigsten Weise auf einem Indizienbeweis aufgebaut war, sich nachträglich als Fehlerurteil erweist? Der größte Widerspruch ist es auch, wenn ein richterlicher Spruch, der einen Haftbefehl aushebt, weil die Voraussetzungen dafür nach dem geltenden Recht nicht mehr vorliegen, von der gleichen Seite angegriffen wird, die immer und immer wieder den Gerichten vorwirft, sie mache von der Untersuchungshaft zu viel Gebrauch, und die Einschränkung der Untersuchungshaft für eine so dringliche Aufgabe betrachte, daß im Reichstage ein Initiativantrag zur Abänderung vor der allgemeinen Reform des Strafrechts eingebracht wurde.

Mit der Aufklärung des Mordes an dem Abgeordneten Gareis ist der Femeauschuss des Reichstages befaßt. Als die Verhaftung Schweikarts bekannt wurde, wurde sie als ein Erfolg dieses Ausschusses gebucht. Jetzt wird die Entlassung Schweikarts aus der Untersuchungshaft als ein Streich gegen den Femeauschuss gedeutet und mit der Nachprüfung durch den Femeauschuss gedroht. Die bayerischen Gerichte arbeiten weder für noch gegen den Femeauschuss. Sie haben aber auch dessen Untersuchungstätigkeit nicht zu fürchten. Gerade die Möglichkeit, daß nach Abschluß des gerichtlichen Verfahrens gegen Schweikart der Femeauschuss die Akten über das Verfahren einsehen kann, müßte die objektiven Beurteiler davon abhalten, voreilig zu der Behandlung des Falles durch die Justizbehörden Stellung zu nehmen.

Statt der parteimäßigen dürftigen Polemik hätte sich das bayerische Justizministerium darauf beschränken können, die Gründe für die Haftentlassung Schweikarts mitzuteilen. In diesem Punkte begnügt es sich mit dem formalen Satz, daß nach dem geltenden Recht die Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung des Haftbefehls nicht mehr vorliegen.

Die Untersuchung aber wird laut amtlicher Erklärung fortgesetzt. Die Untersuchung: gegen Schweikart? Oder hat man gegen Schweikart das Verfahren eingestellt und untersucht gegen Unbekannt?

Wird sie gegen Schweikart weitergeführt, warum sind dann die Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung des Haftbefehls nicht mehr gegeben? Besteht kein Fluchtverdacht mehr, keine Verbundungsgefahr mehr?

Lohnsteuer und Erwerbslosigkeit.

Die Einwirkung der Wirtschaftskrise.

Die lange Dauer und der große Umfang der Erwerbslosigkeit haben den Ertrag der Lohnsteuer stark gemälert. Die Lohnsteuer erreichte während der Krise im Monat Oktober 1925 mit 121,2 Millionen Mark ihren höchsten Ertrag, mit 78,6 Millionen Mark im Monat März 1926 ihren bisher niedrigsten Ertrag. In den ersten sechs Monaten des Kalenderjahres 1926 hat die Reichskasse an Lohnsteuer den Betrag von 516,5 Millionen Mark vereinnahmt. Davon entfielen auf den Januar 105,4 Millionen, auf den Februar 81,4, auf den März 78,6, auf den April 79,4, auf den Mai 82,5 und auf den Juni 88,8 Millionen Mark. Gegenüber der Vorausschätzung im Reichsetat ist das ein Rückgang von 83,5 Millionen Mark. Gegenüber den tatsächlichen Einnahmen in der entsprechenden Zeit des Vorjahres sogar ein Rückgang von 255 Millionen Mark, der allerdings zum Teil durch die Erhöhung der Freigrenze auf 100 Mark monatlich verursacht ist.

Das ist das Bild bei der Betrachtung des Reinertrags der Lohnsteuer. Der Reinertrag aber ist geringer als der Rohertrag. In Wirklichkeit ist nämlich der Ertrag der Lohnsteuer im ersten Halbjahr 1926 um 43,3 Millionen höher gewesen als oben angegeben. Dieser Betrag ist nämlich seit dem 1. Januar 1926 an zuviel gezahlter Lohnsteuer für die Erstattungsansprüche aus dem Jahre 1925 zurückgezahlt worden. Infolgedessen waren die tatsächlichen Einnahmen aus der laufenden Lohnsteuer um diese Summe höher. Aber selbst, wenn man diesen besonderen Ausfall berücksichtigt, bleibt der Rückgang des Ertrags der Lohnsteuer infolge der Arbeitslosigkeit recht erheblich.

Im Rechnungsjahr 1925, für das auch der Ertrag der Lohnsteuer auf 1200 Millionen geschätzt war, hat die Lohnsteuer 1367 Millionen Mark gebracht. Wie wird sich das voraussichtliche Ergebnis des Rechnungsjahres 1926 gestalten? Die Wirtschaftskrise wirkt in zweifacher Weise auf den Ertrag der Lohnsteuer ein. Erstens nämlich durch den direkten Minderertrag, der laufend Monat für Monat feststellbar ist und der auf der Erwerbslosigkeit, der Kurzarbeit und der Senkung der Löhne beruht. Zweitens aber durch die nachträglichen Erstattungen von zuviel gezahlter Lohnsteuer infolge Verdienstaussfall durch Erwerbslosigkeit, Krankheit usw. Der Ausfall aus diesem letzteren Grunde tritt erst mit dem 1. Januar 1927 in Erscheinung, da die Erstattungsansprüche erst nach Ablauf des Kalenderjahres gestellt werden können.

Wie hoch dieser Ausfall sein wird, läßt sich gegenwärtig nur schätzen. Wahrscheinlich aber wird er wesentlich höher sein, als die Reichsfinanzverwaltung bisher angenommen hat. Sie hat auch die Erstattungen für das Jahr 1925, die endgültig etwa 60 Millionen Mark betragen werden, wesentlich niedriger eingeschätzt, weil sie die Zahl der Erstattungsansprüche nur auf einige Hunderttausend schätzte, während allein die geltend gemachten Erstattungsansprüche zwischen drei und vier Millionen betragen haben. Entscheidend ist deshalb auch für das Jahr 1926 die Frage: Wieviel Lohn- und Gehaltsempfänger haben Lohnsteuer entrichtet, obwohl ihr Jahreseinkommen niedriger ist als die Freigrenze, die für den Ledigen 1200 M., für den Verheirateten ohne Kinder 1320 M., für den Verheirateten mit einem Kind 1440 M., für den Verheirateten mit zwei Kindern 1680 M. beträgt, usw.?

Einen wichtigen Anhaltspunkt für die Zahl der Erstattungsfälle bieten die Ziffern der Erwerbslosen und Kurzarbeiter. Da die Erwerbslosigkeit nicht in jedem Fall ein volles Jahr dauert oder die Kurzarbeit nicht das ganze Jahr hindurch dazu führt, daß der Lohn unter die steuerfreie Grenze sinkt, so zahlen bei dem gegenwärtigen Lohnsteuerystem die vorübergehend Erwerbslosen oder Kurzarbeiter Lohnsteuer, sobald sie wieder in Arbeit getreten sind.

Ueber die Größe der Fluktuation auf dem Arbeitsmarkt hat der Reichsarbeitsminister Dr. Brauns am 28. Juni im Reichstag bemerkenswerte Angaben gemacht. Danach waren von den 473 000 Arbeitslosen am 15. November 1925 sechs Monate später, also am 15. Mai 1926 noch 186 000 in der Erwerbslosenunterstützung, d. h. nicht ganz 40 Proz. Noch größer war die Fluktuation in der neueren Zeit. Von den 1 062 000 Hauptunterstützungsempfängern, die am 15. Dezember gezählt wurden, waren ein halbes Jahr später, am 15. Juni, nur noch 276 000 in der Unterstützung, also nur noch etwas mehr als 25 Proz. Aus diesen und aus anderen Zahlen der Reichsarbeitsverwaltung kann man folgern, daß innerhalb eines halben Jahres mindestens die Hälfte der Erwerbslosen ausgeschieden und durch andere Erwerbslose ersetzt sind. Im allgemeinen dürfte das auch bei den Kurzarbeitern der Fall sein.

Legt man diese Anhaltspunkte zugrunde, so dürfte man ziemlich richtig greifen, wenn man die Zahl der Erstattungsfälle auf etwa das Dreifache der

Durchschnittszahl der Erwerbslosen und Kurzarbeiter schätzt. Dazu kommen dann noch die Erstattungsansprüche infolge Verdienstausfall wegen Krankheit, Streik und ähnlichen Gründen. Insgesamt muß man mit mindestens der doppelten Zahl von Erstattungsfällen rechnen als im Jahre 1925, also mit sechs bis acht Millionen. Die von diesen Steuerpflichtigen im Laufe des Jahres zu zahlende Lohnsteuer dürfte etwa 100 bis 120 Millionen Mark betragen.

Für die Reichsfinanzen bedeutet das, daß der auf 1200 Millionen Mark geschätzte Ertrag der Lohnsteuer auf keinen Fall erreicht wird, sondern mindestens mit 200 bis 250 Millionen hinter dieser Summe zurückbleibt. Für die Lohnsteuerpflichtigen offenbart sich in den Erstattungsansprüchen aufs neue der Charakter der Lohnsteuer als einer Zwangsparafasse. Es ist gewiß unangenehm, daß das heutige System der Lohnsteuer Ueberzahlungen der Lohnsteuer zuläßt. Nachdem aber die Rückzahlung der zuviel gezahlten Beträge gesichert ist und durch ein einfaches Verfahren dem einzelnen so leicht als möglich gemacht wird, ist damit kein dauernder Nachteil verbunden. Manchmal wird vielleicht sogar dieser Sparzwang angenehm empfunden werden. Für diese Rückerstattung aber kommen naturgemäß in erster Linie nur diejenigen Erwerbslosen in Frage, die vorübergehend erwerbslos waren. Die langfristige Erwerbslosigkeit haben, wenn sie das ganze Jahr 1926 erwerbslos waren, keinerlei Anspruch, da sie ja auch keine Lohnsteuer gezahlt haben. Die von dem Reichsarbeitsminister Dr. Brauns in Aussicht gestellte besondere Fürsorge für die ausgesteuerten Erwerbslosen wird dadurch also nur noch dringlicher.

Hungerzeiten — eine Gefahr!

Die Bezugsdauer für Erwerbslose muß verlängert werden.

Auf dem soeben zu Ende gegangenen 30. Deutschen Krankenkassentag in Düsseldorf berichtete der geschäftsführende Vorsitzende Helmut Behmann vom Hauptverband deutscher Krankenkassen, dem über 10 Millionen Versicherte angehören, daß die schweren Hungerzeiten, zu denen Millionen Arbeitloser seit Monaten verurteilt sind, alle Bemühungen, den Gesundheitszustand des Volkes zu heben, zunichte machen. Nur unter Anwendung schärfter Kontrollmaßnahmen haben die Krankenkassen den Krankenstand künstlich zurückzudrängen und sich dadurch vor dem finanziellen Zusammenbruch retten können.

Die Absicht des Reichsarbeitsministeriums, die Sorge für die ausgesteuerten Erwerbslosen der Wohlfahrtspflege zu überlassen, kommt dem vorerwähnten ungeheuerlichen Zwange gleich. Wir haben bereits wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß eine solche Regelung zu einer Erschütterung des ganzen Systems der allgemeinen Fürsorge führen muß. Bei der allgemeinen finanziellen Anspannung des Wohlfahrtssets der Gemeinden ist die unausbleibliche Folge eine verschärfte Prüfung der Bedürftigkeit, die Herabdrückung der Ratschläge für die Unterstützung und das noch stärkere Verjagen der allgemeinen Fürsorge, in den Fällen erhöhter Not mit besonderen Beihilfen die Erwerbslosen zu unterstützen. Man wird nichts unversucht lassen, die Ausgaben künstlich herabzudrücken. Was das bedeutet, ist erst wohl zu ermessen, wenn man berücksichtigt, daß in Hunderten von großen Gemeinden die Unterstützungsrichtsätze für ein Ehepaar 25 bis 50 M. im Monat betragen.

Diese Gefahr wird nicht beseitigt, wenn nach der Absicht des Arbeitsministeriums den Gemeinden, in welchen 5 Proz. der Bevölkerung erwerbslos und 5 vom Tausend der unterstützten ausgesteuert sind, die Hälfte der Aufwendungen für die Unterstützung der ausgesteuerten Erwerbslosen vom Reich erstattet werden. Der Verwaltungsrat der Reichsarbeitsverwaltung hat sich dafür ausgesprochen, daß die

Rückerstattung allen Gemeinden, die aus Wohlfahrtsmitteln die ausgesteuerten Erwerbslosen unterstützen, gewährt wird. Aber aus den dargelegten Gründen ist auch das nur eine unbefriedigende Lösung. Die langfristige Erwerbslosigkeit haben ein Recht darauf, in der Erwerbslosenfürsorge zu bleiben. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie immer noch arbeitslos sind. Deshalb muß mit allem Nachdruck verlangt werden, daß der einzig befriedigende Ausweg beschritten wird, die Bezugsdauer auf Grund des § 18 Absatz 2 der Verordnung über Erwerbslosenfürsorge zu verlängern. Der Reichsarbeitsminister muß von diesem Recht unverzüglich Gebrauch machen.

Die Flucht nach Uebersee.

Wachsende Auswanderung aus Schlessen.

Im Viegniger „Lanboten“ (Nr. 29) finden wir bedrohlich stimmende Mitteilungen über die wachsende Auswanderung aus Schlessen, wie sie sich in folgenden Zahlenbildern widerspiegelt. Es wanderten nach Uebersee aus:

	aus Nieder- schlessen	Proz. d. Gesamt- bevölk.	aus Ober- schlessen	Proz. d. Gesamt- bevölk.
Vierteljahresdurchschnitt 1924	252	1,7	79	0,5
1925	311	1,9	82	0,5
im ersten Vierteljahre 1926	355	2,2	111	0,7

Während aus ganz Schlessen im Vierteljahresdurchschnitt 1924 2,2 Proz. nach Uebersee auswanderten, ist dieser Bevölkerungsanteil im ersten Vierteljahre 1926 bereits auf 2,9 Proz. gestiegen.

Leider fehlt die Angabe über die Berufe, aus denen sich die schlessischen Auswanderer rekrutieren. Aus ihr würde sich bestimmt entnehmen lassen, daß der landwirtschaftliche Beruf mit an erster Stelle marschiert. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß in diesem Berufe die empörendsten Löhne gezahlt werden und er die Arbeiter mit Unternehmern zusammenschließt, denen gegenüber den Arbeitern keine Rücksichtslosigkeit groß genug sein kann.

Stahlhelmer dürfen schimpfen.

Sogar vor Gericht und der Richter schweigt.

In einem Prozeß des Regierungspräsidenten in Merseburg Grünher, gegen den Stahlhelmführer Oberstleutnant Düsterberg hatte dieser in mündlicher Verhandlung sich herausgenommen, den Kläger als Renegaten zu bezeichnen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Thorewest, ließ diesen Ausdruck ungerügt und lehnte es auch, als Genosse Grünher einen dahingehenden Antrag stellte, ab. Düsterberg wegen dieses Ausdrucks eine Rüge zu erteilen. Ebenso blieb ungerügt, als dann der Verteidiger Düsterbergs den gleichen Ausdruck wiederholte.

Grünher wandte sich beschwerdeführend an den Landgerichtspräsidenten in Halle. Dieser hat aber jetzt nach fast drei Monaten die Beschwerde zurückgewiesen. Nicht nur diese unglaubliche Entscheidung, die vollkommen außer acht läßt, daß es sich bei dem Ausdruck Renegat um eine formelle und deshalb zu rügende Äußerung handelt, noch mehr die Begründung der Entscheidung des Landgerichtspräsidenten fordert zur schärfsten Kritik heraus.

Der Landgerichtspräsident erklärt in seinem Bescheid, daß die Behauptung des Gerichtsvorsitzenden, mit dem Ausdruck Renegat durchaus nichts Unanständiges oder Unlauteres erblickt zu haben, durchaus zutreffend sei. Dabei muß jeder Unbefangene ohne weiteres zugeben, daß das Wort Renegat eben deshalb eine formelle Beleidigung darstellt, weil nur ihm etwas zum Ausdruck gebracht werden soll, was geeignet ist, den so bezeichneten in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Damit aber ist bereits der Tatbestand der Beleidigung nach dem deutschen Strafgesetzbuch erfüllt, und es hätte deshalb ohne weiteres eine scharfe Rüge ausgesprochen werden müssen.

Grünher hatte in seiner Beschwerde auch zum Ausdruck gebracht, daß es Sache des Landgerichtspräsidenten sei, die Frage zu prüfen, ob ein Landgerichtsdirektor, der solche Ausdrücke ungerügt lasse, weiter den Beruf in einer Strafkammer behalten könne. Auf diesen

Teil der Beschwerde erklärt der Landgerichtspräsident, daß er diese Ausführungen als einen Eingriff in seinen Geschäftsbereich empfinde und er darauf hinweisen müsse, daß das Präsidium des Landgerichts, welches die Bescheiderteilung regelt, keineswegs das Werkzeug ist dieser Entscheidung des hiesigen Landgerichtspräsidenten kann die Sache natürlich nicht erledigt sein. Wir erwarten vom preussischen Justizminister, daß er Abhilfe schafft, nachdem wir ihn schon in unserer Ausgabe vom 1. Mai sehr dringend an seine Pflicht gemahnt haben.

Liquidation in Magdeburg.

Disziplinarverfahren gegen Tenholt. — Und was weiter?

Magdeburg, 26. Juli (W.T.B.) Gegen den bisher in der Morduntersuchung Helling beschäftigten Kriminalkommissar Tenholt ist ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden. Ihm wurde die Ausübung der Amtsverrichtungen vorläufig untersagt. Kriminalkommissar Tenholt hat sich unter Vorlage eines ärztlichen Attestes, das seine Dienstunfähigkeit bescheinigt, krank gemeldet.

Die Abberufung des Kriminalkommissars Tenholt und die Eröffnung des Disziplinarverfahrens gegen ihn sind augenscheinlich auf die letzte Ungehörigkeit zurückzuführen, nämlich auf den „Besuch“ beim Konful der Tschechoslowakischen Republik. Vielleicht war das auch nur der berühmte Tropfen, der das Faß zum Ueberlaufen brachte.

Ob freilich die Realstellung des Tenholt auch die des Untersuchungsrichters bedeutet, müssen wir abwarten. Die deutschen Richter sind ja „unabsehbar“ und auch von ihrem Geschäftsbetrieb normalerweise nicht zu entfernen. Daß republikanische Richter auch mitten im Jahre auf einen ganz anderen Posten am gleichen Gericht versetzt werden können, hat uns erst vor kurzem das Amtsgericht Mitte-Berlin gelehrt. Aber in Magdeburg, wo Bewersdorff noch immer amtiert, kommt das wohl kaum in Frage. Immerhin kann die Befreiung Tenholts möglicherweise auch auf Kolling eine Wirkung üben.

Berufsausbildung Erwerbsloser.

Besprechungen mit Reich und Ländern.

Auf der Arbeitsbeschaffungskonferenz ist von den Vertretern des Reichsarbeitsministeriums und des Städtetages auch die überaus wichtige Frage der Berufsausbildung der jugendlichen Erwerbslosen gestreift worden. Zur genaueren Erörterung dieses für den Arbeiternachwuchs höchst bedeutsamen Problems findet in etwa acht Tagen eine Besprechung statt, die vom Städtetag aus veranstaltet wird. Die Anregung zu dieser Veranstaltung geht hauptsächlich von den Städten aus, die sich bisher schon für die Berufsausbildung jugendlicher Erwerbsloser eingesetzt haben. Reich und Länder werden zu der Besprechung eingeladen.

Korfanty, der „böse Geist Oberschlesiens“.

Der Urheber der Bombenattentate?

Kattowitz, 26. Juli (W.T.B.) Hier erschien ein von den aufständischen Verbänden herausgegebenes umfangreiches Flugblatt, in dem die aufständischen dem Abgeordneten Korfanty vorwerfen, daß er die Bombenattentate der letzten Tage veranlaßt habe, um so seine Widersacher unschädlich zu machen und Propagandamaterial für die kommenden Gemeindevahlen in die Hand zu bekommen. In dem Flugblatt wird Korfanty als der „böse Geist Schlesiens“ bezeichnet, und seine Entfernung aus Ostoberschlesien gefordert.

Oberregierungsrat Mühlstein in Urlaub. Wie der Reichsdienst der deutschen Presse hört, tritt Oberregierungsrat Mühlstein vom Reichskommissariat für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung am kommenden Sonntag einen längeren Urlaub an. Der gegenwärtig beurlaubte Reichskommissar Oberst a. D. Kuenger wird am 9. August seine Tätigkeit wieder aufnehmen.

Bewersburg.

Im Amtszimmer des Untersuchungsrichters. Personen: Der Untersuchungsrichter, der Kriminalkommissar, der Angeeschuldigte.

Der Kriminalkommissar wird von dem Angeeschuldigten hereingeführt.

Kriminalkommissar: Lieber Freund, Sie brauchen mich wirklich nicht so fest am Arm zu halten. Ich folge Ihnen schon; ich laufe Ihnen wirklich nicht davon.

Angeschuldigter: Man kann nie wissen. Und was sollte dann aus mir werden?

Richter: Herr Doktor, ich muß Ihnen leider eine betrübliche Mitteilung machen!

Angeschuldigter: Was?! Werden Sie etwa erregt?

Richter: O wo! Was denken Sie eigentlich, wir leben ja in Deutschland!

Angeschuldigter: In dieser Judenrepublik ist alles möglich.

Richter: Alles, nur das nicht! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihre gestrigen Angaben sich als abwegig herausgestellt haben. Wir haben den Chauffeur, den Sie uns gestern als Täter bezeichnet hatten, verhaftet, aber leider nach zwei Stunden wieder freilassen müssen, weil er beweisen konnte, daß er zur Zeit des Mordes in Argentinien war. Es ist zwar immerhin denkbar, daß er die Leiche zunächst nach Argentinien gebracht und dann nach Bewersburg zurückgeschafft hat...

Kommissar: Durchaus denkbar! Herr Doktor, überlegen Sie es sich genau. Nicht wahr, so dürfte es gewesen sein? Ich werde gleich den Mann wieder verhaften...

Angeschuldigter: Tun Sie, was Sie wollen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Richter (beschwichtigend): Aber Herr Doktor, warum so feindselig? Wer hat hier jemals von Ihrer Schuld gesprochen?

Angeschuldigter: Das wäre ja auch noch schöner!

Richter: Und nun frage ich Sie, Herr Doktor, sollen wir die gestrige Spur also doch weiter verfolgen? Ich zweifle aber etwas an dem Erfolg. Prüfen Sie bitte Ihr Gedächtnis.

Angeschuldigter: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, der wahn ist kurz, die Reu' ist lang...“

Richter: Er zitiert Schiller!

Kommissar: Kann das ein Mörder sein?!

Richter: Sie sprachen soeben von „sich binden“, Herr Doktor. Davon kann keine Rede sein. Alle Ihre Mitteilungen sind natürlich durchaus unüberwindlich. Wir führen doch gar kein Protokoll. Sie brauchen nichts zu bereuen. Wenn wir jemand festnehmen, so ist das doch nicht Ihr Schaden.

Angeschuldigter (nach einer Pause, in der er seine beiden Partner schatzfugiert; diese verlassen daraufhin sofort in einem Zustand der Hypnose): Keine Herren! Bisher habe ich Sie in der Tat, im Interesse der Untersuchung, auf falsche Spuren gelenkt, um die

wahren Täter in Sicherheit zu wiegen. Das sind strategische Kniffe. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen, den entscheidenden Schlag zu führen. Heute erfahren Sie die ganze Wahrheit. Binnen 48 Stunden ist der Mord restlos aufgeklärt.

Kommissar (in hypnotischer Aufregung): Einen Augenblick, noch nicht! (Nimmt den Telephonhörer.) Bitte den „Zentralanzeiger“. Wo! Redaktion des „Zentralanzeigers“? Hier Kriminalkommissar! Große Sensation! Neue entscheidende Spur... Weitere Verhaftungen unmittelbar bevorstehend... Aufklärung binnen 48 Stunden... dank den großartigen Fähigkeiten der Polizei... nicht wahr? Sie wissen schon! Wie bitte?... Nein, das kann ich beim besten Willen noch nicht. Nur ein Stichwort? Augenblick bitte! Herr Doktor, können Sie mir wenigstens schon jetzt ein Stichwort geben?

Angeschuldigter (mit scharfem Blick): Oberpräsidium!!!

Kommissar (ins Telephon): Stichwort: Oberpräsidium! Jawohl! Wenn ich es Ihnen sage!!! Oberpräsidium!!! Na, und ob das eine Sensation geben wird! Gar nicht auszudenken... Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr. Vergessen Sie nicht, den Bericht-erstattet der Hugenbergpresse zu informieren! Auf Wiedersehen! (hängt an).

Richter (seierlich): Wir befinden uns an einem Wendepunkt der deutschen Geschichte.

Die Barbarei der Stiergefächte.

Die spanische Regierung hat einen Sonderauschuss eingesetzt, der die Frage prüfen sollte, ob die Stiergefächte tatsächlich so barbarisch seien, wie die „Ausländer“ es darstellen, und um festzustellen, ob es möglich sei, die Stiergefächte weniger abstoßend darzustellen und durchzuführen. Das Komitee hat nun seine Untersuchung abgeschlossen, die es eigentlich hätte gar nicht anzufangen brauchen, da die Barbarei der Stiergefächte offenkundig ist. Seltsam ist aber die Tatsache, daß der Bericht des Komitees durchaus nicht im Sinne unserer Auffassung von Stiergefächten ist.

Bekanntlich richten sich die Vorwürfe hauptsächlich gegen die Mißhandlung der alten Pferde, die von den sogenannten Picadores geritten werden. Sehr oft wird diesen armen Tieren von den Stieren der Bauch aufgeschlitzt, bis sie in der Arena zusammenbrechen. Ja, nicht selten werden die Tiere schnell aus der Arena herausgeführt, der verwundete Leib wird notdürftig zusammengenäht, oder — was häufig vorkommen soll — mit Stroh ausgefüllt, damit das Tier wieder fähig ist, nach einmal in die Arena zu kommen und seinen Picador gegen den Stier zu tragen. Die Spanier haben diese barbarische Gewohnheit darum angenommen, weil sie die großen Unkosten für die Anschaffung stets neuer Pferde scheuen und darum den Tieren zumuten, die fürchterlichsten Qualen in der Stiertampfarena auszustehen. Ueber dieses wichtige Gebiet des Stiertampfes hat nun die Kommission folgenden herrlichen Entschluß gefaßt und in dem Bericht niedergelegt: „Die Pferde können unter keinen Umständen ganz aus der Arena entfernt werden, wenn auch der Angriff eines Stiers auf ein Pferd oft zu Verwundungen der Tiere führt, von

denen zugegeben werden soll, daß sie manchmal nicht ganz sanfter Art sind; aber wenn die Picadore nicht auf den Pferden gegen den Stier reiten würden, dann würden die Kräfte des Stieres nicht genügend erschöpft werden, um es dem Matador zu ermöglichen, zur richtigen Zeit den Todesstoß zu führen. Nur auf diese Weise wird der Stier so erschöpft, daß der Matador möglichst ungefährdet seine schwierige Kunst dem Volke zeigen kann.“

Diese Mitteilung des Sonderauschusses der spanischen Regierung ist immerhin ein eigenartliches Bekenntnis. Also erst, wenn der Stier genügend erschöpft ist, dadurch, daß er mehreren Pferden den Garaus gemacht, sie auf seine Hörner geliebt, ihnen den Leib aufgerissen und sie in die Luft geschleudert hat, kann der Held der Stiertämpfe, der vielgefeierte und bejubelte Matador, seine Kunst ausüben.

Verkäufe der Deutschen Kunstgemeinde im Schloß. Die zweite Ausstellung der Deutschen Kunstgemeinde im Schloß, die am 4. Juli eröffnet wurde, hat bis heute ungefähr 40 Verkäufe zu verzeichnen. Es ist anzunehmen, daß die jetzige Ausstellung einen noch höheren prozentualen Verkaufserfolg erzielen wird als die vorige, die mit 10 000 M. ungefähr 15 Proz. der ausgestellten Bilder verkauft hatte. Es sind Bilder verkauft von Deitmann, Klemm, Wolff, Bolwichef, Albert Hennig, Föndrich, Hinzpeter, Siebert, Enke, Wasté, Wolheim, Honigberger, Rejner, Schmidt-Collera, Böcker, Eric Richter, Paul Brunwald, Kuron, Jille, Zeller u. a. Fast ausschließlich sind in dieser Ausstellung Delibilder verkauft, während die Nachfrage nach Aquarellen und Graphit fast ganz ausblieb.

Beschlüsse der Genet. Unterkommission für Literatur und Kunst. Die von der Bölkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit bestellte Unterkommission für Literatur und Kunst hat ihre Tagung abgeschlossen. Unter den von ihr getroffenen Entscheidungen sind zu erwähnen: Bildung eines beratenden Sachverständigenausschusses zur Prüfung der Frage, wie die geistige Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Literatur gefördert werden kann, ferner Schaffung eines Entwurfs für eine internationale Konvention über die Frage des Urheberrechts durch das Pariser Institut für geistige Zusammenarbeit, weiter Schaffung eines internationalen Amtes für Musik und schließlich Prüfung der Frage eines Konzertprogramm-ausschusses.

Niemand darf ins Ausland. Der Wunsch der holländischen Reisenden, ihre Ferien in der Schweiz zu verbringen, wird zum Verger der Betroffenen durch neue wirtschaftliche Maßregeln beeinträchtigt, die die italienische Regierung einzuführen für gut befunden hat. An den Grenzstationen wird den ausreisenden Italienern das Pass-oisium rundweg verweigert, mit der Erklärung, daß die Reisenden in Zukunft ihr Geld in Italien ausgeben sollen, um dadurch die Regierung in ihrem Bemühen, den Vira-Kurs zu stabilisieren, zu unterstützen. Der neue Eingriff Mussolinis in die persönliche Freiheit der Italiener hat überall lebhafteste Entrüstung ausgelöst.

Das Condover Institute of Metals hält keine Herbstversammlung vom 1. bis 4. September in Lüttich ab. Die evallische Gesellschaft will dadurch alte Beziehungen mit dem europäischen Festlande wieder anknüpfen; auch eine Anzahl deutscher Metallarbeiter und Praktiker der Metallkunde wird an der Lütticher Tagung teilnehmen.

Deutscher Krankenkassentag.

Düsseldorf, 26. Juli. (Eigener Drahtbericht.) Auf dem 30. Deutschen Krankenkassentag des Hauptverbandes, der am Sonntag in Düsseldorf eröffnet wurde, waren 521 Arbeitgebervertreter, 893 Vertreter der Versicherten, 641 Angestellte des Hauptverbandes und der Krankenkassen und 107 Ehrengäste, im ganzen 2555 Teilnehmer anwesend. In seiner Eröffnungsansprache erinnerte der 1. Vorsitzende des Hauptverbandes, Stadtrat Ahrens-Berlin, daran, daß der Verband eine außerordentlich günstige Entwicklung hinter sich habe. Bei der 13. Jahresversammlung, die ebenfalls in Düsseldorf stattfand, waren nur 155 Kassen mit 320 Teilnehmern anwesend. In Zukunft wird die zahlenmäßige Entwicklung wohl nicht mehr so stürmisch weitergehen. Aber viele Aufgaben drängen sich vor, die der Lösung harren. Die Reichsgesundheitswoche sei auf Anregung des Hauptverbandes veranstaltet worden. Ein schweres Problem für die Kassen sei die Zunahme der Durchschnittskrankheitsdauer, die eine Folge des Krieges und der Arbeitslosigkeit sei, wodurch eine Steigerung der Ausgaben der Kassen erfolgt. Leider habe der Gesetzgeber bisher den Krankenkassen nicht das gegeben, was sie fordern müßten. Eine Herabsetzung der Kassenbeiträge sei unmöglich. Unmöglich sei aber auch ein Abbau der Sozialversicherung, wie er in einer Denkschrift des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gefordert werde.

Der geschäftsführende Vorsitzende Lehmann, der nach den Begrüßungsansprachen, an denen sich Dr. Moses für die sozialdemokratische Reichstagsfraktion beteiligte, alsdann das Wort zum Geschäftsbericht erhielt, wies besonders darauf hin, daß von 11,6 Millionen Versicherten 10,25 Millionen im Hauptverband zusammengeschlossen sind. Auf dem Gebiete der Gesundheitsfürsorge habe der Hauptverband Hervorragendes geleistet. Der Berichtsteller betonte, daß

Der Kampf mit den Ärzten.

die unter sich einen Konkurrenzkampf auf Leben und Tod führten, weiter gehe. 1885 gab es in Deutschland 50 000 Ärzte. Heute sind es 145 000, von denen nur ein kleiner Bruchteil außerhalb der Kassen tätig sei. Der Beschluß des Preussischen Landtages, den 20prozentigen Rabattdeschlag von der Ärztegebührenordnung aufzuheben, bringe den Kassen eine 20prozentige Erhöhung ihrer Ausgaben oder im Jahr etwa 55 Millionen Mehrausgaben. Die Ausgestaltung der Wochenhilfe bedeute eine Belastung, die aber von den Kassen im Interesse der Volksgesundheit hingenommen werden muß. — Der Bericht wurde ohne Ausproche entgegengenommen und dem Vorstand Entlastung erteilt.

Ueber das Thema „Gesundheitsfürsorge durch Arbeitsgemeinschaft der Sozialversicherungsträger“ sprach Oberregierungsrat Unger-Berlin. Er unterstrich die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der verschiedenen Träger der Sozialversicherung. Die aus dieser Erkenntnis heraus bei vielen Versicherungsanstalten entstandenen Arbeitsgemeinschaften zwischen den Organisationen der Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Angefallenen- und Knappschaftsversicherungen haben praktische Erfolge gehabt. Auch die zwischen den einzelnen Sozialversicherungsträgern getätigten Abkommen ermöglichten ein reibungsloses Arbeiten, was im Interesse der Versicherten nur zu begrüßen sei.

Prof. Klein-Jena sprach über das Naturheilverfahren im Dienste der Krankenversicherung. Wenn auch die Behandlung der Versicherten nur durch das Naturheilverfahren nicht zu erreichen sei, so müsse doch gefordert werden, daß auch den Naturärzten die Zulassung zur Kassenpraxis ermöglicht werde. Bis heute hätten es die Organisationen der Ärzte fertiggebracht, die Naturärzte von der Behandlung der Krankenkassenmitglieder fernzuhalten und ihnen dadurch die Möglichkeit genommen, die Vorteile der Naturheilweise in der Krankenversicherung unter Beweis zu stellen.

Ueber das Frühheilverfahren in der Unfallversicherung sprach Verwaltungsdirektor Rohm-Berlin. Durch das Gesetz über Änderungen in der Unfallversicherung vom 14. Juni 1925 ist dem Frühheilverfahren eine größere Bedeutung als früher eingeräumt. Die Zuständigkeit der Berufsgenossenschaften und der Krankenkassen greifen hier ineinander und ist durch gegenseitige Abkommen abgegrenzt und festgelegt.

Am Montag wies Ministerialdirektor Grieser vom Reichsarbeitsministerium in seinem Referat über die

„Internationale Sozialversicherung“

auf die große Bedeutung des Internationalen Arbeitsamtes hin. Auf der letzten Arbeitskonferenz habe man sich entschieden, bei der Beurteilung von Berufskrankheiten den Kreis der Betriebe weitest zu ziehen. Ueber die Grundprobleme der internationalen Sozialversicherung seien sich alle Mitglieder einig gewesen. Die soziale Lage habe sich in der ganzen Welt verschärft. Wenn die Weltwirtschaft wieder in geordneten Bahnen laufen solle, dann müsse erst die soziale Lage der Arbeiterschaft gebessert werden und wenn im nächsten Jahre auf der Arbeitskonferenz über die Arbeiterversicherung verhandelt werde, dann müßte die Arbeiterschaft der ganzen Welt vertreten sein.

Als Vertreter des Internationalen Arbeitsamtes machte Dr. Schneider zu diesem mit großem Beifall aufgenommenen Referat noch Ergänzungen.

Dann sprach Prof. Dr. Schloßmann-Düsseldorf über „Kinderfürsorge unter Mithilfe der Krankenkassen“. Eine solche Fürsorge müsse gesetzlich geregelt sein. Mit der Kinderfürsorge eng verbunden seien Wöchnerinnen- und Familienfürsorge. Auch die Kinder der Mitglieder hätten Anspruch auf Krankenhausbehandlung. Dafür zu sorgen sei Sache der Gemeinden. Der Redner nahm dann Stellung gegen die Stadt Düsseldorf, die für Krankenhausaufenthalt nicht nur von einem Erwachsenen, sondern auch von einem Kinde 5 Mark pro Tag verlange. Das sei ein standesloser Zustand, der nicht länger geduldet werden dürfe. Die Krankenkassen hätten die Pflicht, dagegen anzukämpfen. Der Redner wies dann noch darauf hin, daß das Wohnungselend keine Folge der Vorkriegszeit sei, sondern auf die öffentliche Indifferenz in der Vorkriegszeit zurückzuführen sei. Wer das Gegenteil behauptete, täusche die Deffentlichkeit.

Ueber die „Organisation der Kinderfürsorge“ sprach Verwaltungsdirektor Stroebig-Hamburg, der verlangte, daß man sich frühzeitig genug für die Jugendkassen einlegen müßte. Vorbeugende Tätigkeit sei das wichtigste. Dagegen wendet sich aber der Arbeitgeber. Es schmele der Geist der Vorkriegszeit wieder zu spüren. Man müsse sofort zuarbeiten mit der Kinderfürsorge, bevor es zu spät ist. Von 220 000 Kindern befinden sich 9000 in ärztlicher Behandlung. Vor allen Dingen müssen mit staatlichen und kommunalen Behörden Arbeitsgemeinschaften gebildet werden, die die Pflicht hätten, die Kinderfürsorge zur Durchführung zu bringen.

Poincarés Finanzprogramm.

Eine Wiederholung der reaktionären Vorschläge Bokanowskij.

Paris, 26. Juli. (Eigener Drahtbericht.) Die Abendblätter melden, daß die Poincaréschen Finanzentwürfe in ihren großen Umfängen fertiggestellt sind. Sie umfassen zehn Artikel und enthalten als Hauptbestandteil eine zum Teil

sehr starke Erhöhung der direkten und indirekten Steuern.

Was die Erhöhung der direkten Steuern anbelangt, so hat Poincaré beinahe in vollem Umfang die Vorschläge des Eggerienberichts angenommen. Dieser sieht u. a. eine Herabsetzung der Höchstgrenze der Einkommensteuer, eine Erhöhung der Mindestgrenze derselben von 8000 auf 10 000 Franken, aber demgegenüber eine Reduktion

Ein Amerikaner über die Kriegsschuld

Prof. Barnes schiebt die Hauptverantwortlichkeit auf Rußland und Frankreich.

Unter der Bedeckung eines Duzend Schupobeamten sprach in der Aula der Universität der amerikanische Universitätsprofessor H. C. Barnes über die Kriegsschuldfrage. Die Polizei war jedoch unnötigerweise von dem Arbeitsauschuß deutscher Verbände, dem Veranstalter des Abends, bemüht worden. Es waren keine nützlichen Studentenmassen versammelt, sondern Lesere und gute Berliner Gesellschaft, jene nationalen Damen und Herren, die international genug gebildet sind oder sich dafür halten, einem Vortrag auf englisch zu folgen.

Ueber den Vortragenden, der wie ein Geistlicher seines Landes aussieht, erwähnte der den Abend leitende Reuphilologe, daß er, als er an das Studium der Kriegsschuldfrage heranging, in nationalbedingten Vorstellungen befangen gewesen sei, nun aber sich zu einem internationalen Standpunkt durchgerungen habe. Gouverneur Schnee, der Vorsitzende des Arbeitsauschusses bezeichnete Barnes als einen Mann, der der Wahrheit und Gerechtigkeit diene, die allein eine Verständigung ermöglichen.

Prof. Barnes erklärte: Aus der Erkenntnis der Ursachen des Weltkrieges könne man Kriege überhaupt erkennen und dann vermeiden. Die Kriegsschuldfrage sei durchaus nicht etwa eine deutsche, sondern eine Weltfrage erster Ordnung.

Barnes unterschied in seinem Vortrag allgemeine Verantwortlichkeit und besondere Verantwortlichkeiten. Das

die allgemeinen Ursachen angeht, so sind alle Großmächte schuldig.

Sie sind durchweg mitschuldig an dem System des Wettrennens, der Geheimdiplomatie, der Bündnispolitik, der ständigen Drohung mit Krieg. Deutschland sei in dieser Hinsicht nur ein Teil des europäischen Systems, es hat als solches ebenfalls zum Kriege beigetragen.

Was die besondere Kriegsschuld, die Schuld an dem Ausbruch des Weltkrieges anlangt, so könnte man eine

Skala der Kriegsschuld

aufstellen. Nach Professor Barnes' Auffassung fällt durchaus die einzige direkte und unmittelbare Verantwortung für den Weltkrieg auf Frankreich und Rußland, und zwar mit der Schuld ungefähr gleich verteilt. Weit hinter Frankreich und Rußland läge Oesterreich. In dessen Kriegsprogramm sei kein Zweifel. Nur bestehe im Vergleich zu Frankreich und Rußland insofern ein grundlegender Unterschied, als Oesterreich einen lokalen Krieg zur Befreiung Serbiens führen wollte, während die Pläne der russischen und französischen Machthaber eindeutig auf einen allgemeinen europäischen Konflikt hinausgingen.

der einzelnen Einkommensteuerläge vor. Die Ausarbeitung der neuen direkten Steuern wird dem Handelsminister Bokanowski übertragen.

Die ins Auge gefassten indirekten Steuern umfassen in erster Linie eine Vereinheitlichung der Warenumsatzsteuer auf 2 Proz., eine allgemeine Erhöhung der Zölle auf Kolonialwaren, eine Erhöhung der Zolloeffizienten und, nach Einholung des Einverständnisses des obersten Eisenbahnrates, eine Erhöhung der Eisenbahntarife um 15 Proz. Außerdem plant die Regierung einschneidende Sparmaßnahmen in der Verwaltung in Anlehnung an einen Bericht, den darüber seinerzeit der jetzige Minister Marin ausgearbeitet hat. Poincaré wird außerdem von der Kammer das Recht verlangen, diese Sparmaßnahmen

auf dem Wege von Dekreten

vorzunehmen.

Dieses außerordentlich phantasielose und schematische Poincarésche Finanzprogramm hält sich also, wie man sieht, sehr eng an die reaktionären, von seinem jetzigen Mitarbeiter Bokanowski so und so oft auf der Kammertribüne entwickelten finanzpolitischen Rezepte mit starkem inflationistischen Einschlag. Zweifellos werden die neuen fiskalischen Lasten, die Poincaré dem Lande abverlangt und die die Finanzkommission mehreren seiner Vorgänger hartnäckig verweigert hat, in der Kommission auf starken Widerstand besonders bei den sozialistischen Mitgliedern stoßen. Poincaré wird diesen Widerstand dadurch zu paralysieren suchen, daß er am Dienstag in der Kammer für sein Finanzprogramm das gelegentlich der jüngst von der Kammer vorgenommenen Reform ihrer Geschäftsordnung eingeführte sogenannte Dringlichkeitsverfahren beantragen wird. Falls die Kammer mit Zweidrittelmehrheit ihm zustimmt, wird die Finanzkommission nur höchstens drei Tage zur Prüfung der Vorlage erhalten. Die Diskussion im Plenum hat dann 24 Stunden nach Beendigung dieser Prüfung zu erfolgen. Für die Debatte im Plenum sieht das neue Verfahren ebenfalls eine Reihe von Einschränkungen, wie die Beschränkung der Redezeit auf 15 Minuten, vor, so daß, da die geschlossene Opposition in der Kammer auf Sozialisten und Kommunisten beschränkt bleibt, die Finanzvorlage aller Voraussicht nach entsprechend dem Wunsch Poincarés

in höchstens einer Woche verabschiedet

sein dürfte.

Die Erholung des Franken.

Die Erholung des Franken hat am Montag angedauert. Das englische Pfund notierte offiziell 188,75, der Dollar 38,83, die Reichsmark 10,15. An der Nachbörse zogen aber die ausländischen Devisen wieder leicht an. Die Regierung läßt das Gerücht, wonach diese Frankenhäufte auf eine Intervention der Bank von Frankreich unter Verwendung eines Teiles des Restbestandes des Organisationsfonds zurückzuführen sei, energisch dementieren und erklären, daß die Haufe einzig und allein durch die gute Aufnahme, die das Ministerium Poincaré im In- und Auslande gefunden habe, zu erklären ist.

Französische Heeresreform.

Geringere Friedensstärke — höhere Kriegsstärke.

Paris, 26. Juli. (WTB.) Auf einem Bankett anlässlich des Kongresses der französischen Reserveoffiziere in Ville hat Marschall Foch eine Rede über die Organisation der künftigen französischen Armee gehalten und darin folgende Grundsätze aufgestellt: 1. Das Friedensheer wird viel kleinere Effektivbestände besitzen als 1914, die Zahl der Armeekorps wird verringert werden, größte Sparmaßnahme soll Platz greifen. 2. Das Kriegsheer wird sämtliche Hilfsquellen der Nation einlegen und dadurch an Bedeutung gewinnen. 3. Sowohl das Kriegsheer wie das Friedensheer werden eine den militärischen Bedingungen immer mehr und besser angepaßte vervollkommnete Waffe besitzen. Das Kriegsheer wird seinen Hauptwert durch die Reserve, ihre Quantität und ihre Qualität erreichen.

An die letzte Stelle auf der Skala der Kriegsschuld käme Deutschland und England, die beide einem Krieg in der Krisis von 1914 entgegen waren, aber unfähig, ihn zu verhindern. Immerhin ist die öffentliche Meinung in Deutschland militärischer gewesen als die englische. Jedoch habe die deutsche Diplomatie sich mehr als Sir Edward Grey für die Erhaltung des Friedens eingesetzt.

Professor Barnes begründete seine Einschätzung der speziellen russischen und französischen Kriegsschuld mit den bekannten Tatsachen: Poincaré und Swoloffi arbeiteten seit 1912 Hand in Hand, wenn nicht, um den Weltkrieg herbeizuführen, so doch um ihn vorzubereiten. Die österreichische allgemeine Mobilmachung fand 24 Stunden vor der russischen, 48 Stunden vor der deutschen Mobilmachung statt. Die voreilige Mobilisierung des „Lokal-Anzeigers“ von der deutschen Mobilmachung ist erst sieben Stunden nach der Anordnung der russischen Mobilmachung in Petersburg bekannt gewesen. Nach dem Mobilmachungserlaß des Zaren ist der russische Kriegsminister 24 Stunden von niemand zu erreichen gewesen, um eine Rücknahme der Order durch den Zaren zu verhindern. Die französische Regierung wurde Schritt für Schritt von den russischen militärischen Vorbereitungen informiert, hat aber keinen Finger gerührt, um die russischen Machthaber zurückzuhalten. In der Nacht des 31. Juli entschied sich das französische Kabinett für den Krieg. Swoloffi erfuhr diesen Entschluß um Mitternacht. Frankreich war das erste Land, das sich in der europäischen Krisis von 1914 offen für den Krieg aussprach.

Prof. Barnes sprach als Freund nicht Deutschlands, sondern der Wahrheit. In dem Kampfe um eine gerechte Verteilung der Kriegsschuld, den er gegen die in seinem Lande noch verbreiteten Propagandalügen führt, schießt er offensichtlich über das Ziel hinaus. Um so schlimmer ist es, daß sein ehrlicher Idealismus zu politischen Zwecken mißbraucht wird. Zur Bequemlichkeit des Publikums wurde nämlich ein Auszug des Vortrages in deutscher Sprache verlesen. Dieser, auch der Presse übergebene Auszug wurde vom „nationalen Standpunkt“ aus verwertet.

Professor Barnes erklärte: „Wenn wir die große Lektion lernen, die in einer klaren Erkenntnis der Kriegsschuldfrage enthalten ist, werden wir ein mächtiges Argument in den gegenüber haben, die uns die Notwendigkeit und den Idealismus des nächsten Krieges ankündigen wollen.“ Aus der pazifistischen Begründung seiner W'... wurde die nationalistische gemacht: „werden wir ein mächtiges Argument für uns haben.“ (1)

Die Mißstimmung in Elsaß-Lothringen.

Umbenennung von fransosenfreundlichen Straßennamen.

Paris, 26. Juli. (WTB.) Wie aus Straßburg gemeldet wird, hat der Gemeinderat von Schleisstadt auf Vorschlag des Beigeordneten beim Bürgermeisteramt beschlossen, die Straßen der Stadt, die die Namen Turanne, Joffre, Foch, General Castellau, Gouraud, Gallieni tragen, umzubenennen. Gleichzeitig werden verschiedene Benennungen wie Rue du 17. Novembre (Eingang der französischen Truppen in Schleisstadt) Rue de Verdun, Thiers, Gambetta und Déroulède verschwinden. An ihre Stelle sollen neutrale Bezeichnungen treten, die nicht an den letzten Krieg erinnern.

Das Manifest des Heimatbundes.

Paris, 26. Juli. (WTB.) In dem Manifest, das der Heimatbund für Elsaß-Lothringen verteilen läßt, heißt es u. a.: Elsaß-Lothringen den Eltschern und Voßringern! Andersfalls würden wir nur noch als Fremde in unserem eigenen Lande betrachtet werden. Unsere Sprache, unser Geist, unsere Gewohnheiten und selbst unsere Architektur beweisen die große Verschiedenheit zwischen dem französischen und dem elsaß-lothringischen Volke.

Der Bergbaukonflikt im englischen Parlament

Waldwin will nichts tun.

London, 26. Juli. (WTB.) Beide Häuser des Parlaments erörterten heute die Lage in der Kohlenindustrie. Im Unterhause erklärte Lloyd George: Gegenwärtig verliert das Land wöchentlich 15 bis 20 Millionen Pfund. Eine Erneuerung der staatlichen Unterstüßungen würde nicht einmal soviel ausmachen, wie während einer Woche verloren geht. Waldwin lehnte den Gedanken einer Erneuerung der Unterstüßung ab und trat für schiedsgerichtliche Entscheidung ein. Er fügte hinzu: Wenn die Parteien zusammenkämen, um zu verhandeln oder einen Schiedspruch herbeizuführen, dann würde die Regierung alles tun, was in ihrer Macht steht. Sie kann aber nicht auf gesetzgeberischem Wege eine Regelung erzwingen.

Der Führer der Arbeiterpartei, MacDonald, bezeichnete Waldwins Rede als durchaus unbefriedigend und sagte, Baldwin müsse wissen, daß sowohl die Arbeitgeber als auch die Bergleute es ablehnten, einen Schiedspruch anzunehmen.

Wie hebt man den Lira-Kurs?

Durch Löwenjagd im Zubaland.

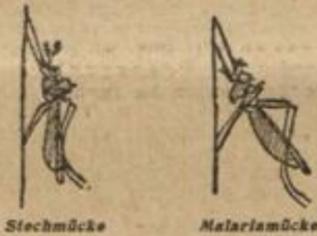
Ein neues Mittel für den italienischen Latendrang empfiehlt nunmehr das offiziöse Organ „L'Impero“: die Jagd auf Löwen! Dieser Gedanke ist vor kurzem schon einmal durch eine römische Agentur aufgegriffen worden, die empfahl, zur Befestigung des Defizits in der Handelsbilanz wilde Tiere in den italienischen Kolonien zu jagen und zu einem Handelsgegenstand zu machen. Der „Impero“ schreibt, nachdem ihm die Nachricht bekannt geworden ist, wonach der Gouverneur der neuen italienischen Kolonie Zubaland, Corrado Joli, umfassende Jagden auf wilde Tiere in jener Gegend veranstaltet, mit großem Pathos: „Der Zuba ist also nicht etwa ein literarischer Fluß, der lediglich in der Phantasie Gabriele d'Annunzios existiert. Er ist vielmehr ein authentischer Fluß, an dessen Ufern sich Löwen, Tiger, Panther, Elefanten, Rhinocerosse, Strauße, Hyänen (Kamele nicht? Red. d. B.) und alle anderen verschiedenen Vertreter der tropischen Tierwelt drängen. Nun wohl, was machen die Italiener? Was soll den ungeduldrigen Latendrang unserer kolonialistischen Freunde — die beunruhigt und unbefriedigt sind, nichts mehr für ihre Häufte zu tun zu haben — aushalten, um sich auf dieses glänzende und ruhmreiche Feld der Betätigung zu werfen?“ Das von Mussolini inspirierte Organ fügt hinzu, daß die private Initiative, der Handel, die Industrie, die Jagd im großen Stile von den zentralen und lokalen Behörden noch viel mehr ermutigt und unterstützt werden müsse, als es heute der Fall sei.



Die zahlreichen Niederschläge und Unwetter und die darauf einsetzende Hitze waren, namentlich in den großen Ueberschwemmungsgebieten, der Entwicklung und Vermehrung jener kleinen aber sehr lästigen und unangenehmen Plagegeister des Menschen, der Mücken, außerordentlich günstig. Aus allen Teilen Deutschlands, vornehmlich aus den von der Ueberschwemmung betroffenen Gebieten kommen Nachrichten von dem Auftreten ungeheurer Mückenschwärme, welche neben den schon durch die Wassermengen angebrachten Schäden dem Menschen das Leben recht unangenehm machen und ihn selbst des Nachts nicht zur Ruhe kommen lassen, ja sogar dem Gesundheitszustand Schaden zufügen, indem sie in einigen Gegenden eine fieberartige Krankheit verbreiten sollen, über deren Urheber anscheinend noch keine Klarheit herrscht. Wohl bekannt sind die entsehligen Mückenplagen, die in den tropischen und subtropischen Sumpfbereichen auftreten. Die Mücken machen dort den Reisenden und Ansiedlern das Leben fast zur Unmöglichkeit. Sie sind die Ueberträger verschiedener fieberartiger Krankheiten, deren Befämpfung häufig große Schwierigkeiten bereitet.

Verbreitung über die ganze Erde.

Die Mücken, namentlich die Stechmücken sind fast über die ganze Erde verbreitet. Nur gebirgige Gegenden, die nur von schnellfließenden Bächen bewässert werden, und wüstenartige oder wasserlose Steppengebiete sind von ihnen verschont. Sie bedürfen ihrer Vermehrung des stehenden Wassers, in das sie ihre Eier ablegen und in welchem die Entwicklung derselben vor sich geht. Sumpflöcher und Pfützen, Teiche und stehende Gewässer jeder Art, selbst faulige und stinkende sind günstige Brutstätten. Hier hinein legen die Weib-



chen eine größere Anzahl von länglichen und walzenförmigen Eiern dicht unter der Wasseroberfläche nebeneinander ab. Die Entwicklung geht sehr schnell vor sich. Schon nach sechzehn bis vierundzwanzig Stunden verlassen die Larven am unteren Ende des Eies die Eihülle und gelangen sofort in ihr Lebensmedium, das Wasser, in dem sie die ihnen zuzugende Nahrung, faulende Pflanzenteile und ähnliches finden. Die Larven sind von merkwürdiger Gestalt. Ihr Körper ist langgestreckt, teilweise mit einigen büschelförmigen Borstenbündeln

besetzt und haben am vorderen Ring des Hinterleibes ein Atemrohr, mit dem sie unbeweglich am Wasserspiegel mit dem Kopf nach unten hängen und Luft einatmen. Bei der geringfügigsten Störung verlassen sie den Wasserspiegel, um bald wieder in ihrer Lieblingsstellung dort zu erscheinen. Im weiteren Verlauf der Entwicklung machen die Larven vier Häutungen durch, um nach der letzten als Puppen zu erscheinen. Dies alles ist innerhalb von acht Tagen erledigt. Die Puppen sind an dem hochgewölbten Brustabschnitt leicht erkennlich, an dem sich zwei hörnchenförmige Atemröhren befinden, mit denen sie am Wasserspiegel hängen, um ab und zu unter kräftigen, schlagenden Bewegungen unter dem Wasserspiegel zu verschwinden. Nach zwei bis drei Tagen plagt oben die Hülle der Puppe und aus ihr kriecht eine fertige Stechmücke hervor, die bis zur Erhärtung der Flügel auf der Puppenhülle sitzen bleibt. Die gemeine Stechmücke ist über ganz Europa, Nordamerika und Nordafrika verbreitet. Sie ist in unserer Heimat neben der größeren geringelten Mücke am bekanntesten.

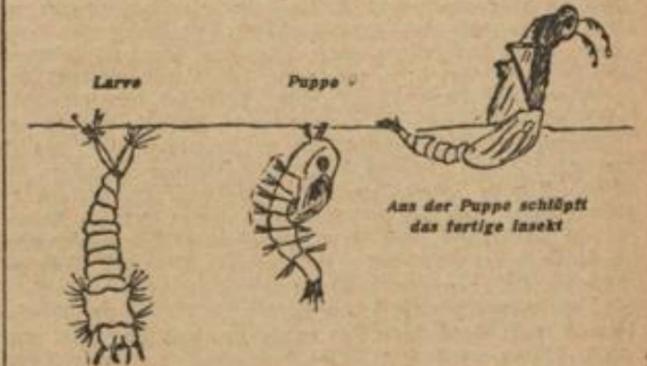
Die blutdürstigen Weibchen.

Im Gegenjah zu den weiblichen Stechmücken sind die Männchen harmlose Tiere, die niemals stechen. Zu ihrer Nahrung, soweit sie überhaupt welche aufnehmen, dienen Pflanzensäfte. Die blutdürstigen Weibchen dagegen nähren sich von dem warmen Blut der Säugtiere und Vögel. Um zu ihrer Nahrung zu gelangen, sind sie mit besonderen Werkzeugen ausgestattet, die ihnen ein Durchstechen der Haut ermöglichen. Den männlichen Stechmücken fehlen diese Stechapparate im allgemeinen gänzlich, während die Weibchen zwei Paare zu kleinen Dolchen umgeformter Kiefer, zu denen als ein Fortsatz der Unterlippe noch eine Borste hinzukommt, besitzen. Alle diese Teile liegen in dem sogenannten Rüssel, der aus der langen, rinnenförmigen Unterlippe und der dieselben bedeckenden Oberlippe besteht. Sobald es einer weiblichen Mücke gelungen ist, ihren Rüssel auf die Haut anzusetzen, so böhrt sie die lanzettförmigen, an der Spitze mit Widerhaken versehenen Kiefer wie eine Säge schnell auf und nieder, bis sie die Oberhaut durchbohrt und ein kleines Blutgefäß angefaßt hat. In diese Wunde spritzt nun die Mücke ein wenig ihrer Speichelflüssigkeit, die anscheinend ein Gerinnen des Blutes verhindern soll. In vollen Zügen schürft sie die ersehnte Nahrung ein, bis ihr Saugmagen gefüllt ist. Geräuschlos fliegt sie nach gebaltener Mahlzeit von dannen, um sich an einer ruhigen, nicht luftigen Stelle niederzulassen und der Verdauung zu pflegen. Manche Stechmücken werden nicht nur den Menschen und den Tieren durch das Stechen und Blutsaugen lästig, sondern sie übertragen verschiedene Krankheitserreger, die teilweise recht gefährlich werden können und sich auch durch ihre Ueberträger, die Mücken, weiter ausbreiten können. Zu diesen Mückenarten zählt auch die Malaria-Mücke, die das Wechselfieber oder die Malaria durch ihren Stich übertragen kann. In ihrer Lebensweise haben diese Mücken viel Ähnliches mit den Stechmücken. Sie sind von diesen durch die langen, viergliedrigen Laster, die bei beiden Geschlechtern so lang wie der Rüssel sind, zu unterscheiden. Bei den weiblichen Mücken sind sie dünn und stabförmig, bei den

Männchen dagegen an den verdickten Enden stark behaart. Während der Ruhestellung ist die Körperhaltung beider Mückenarten recht verschieden. Bei der Stechmücke ist der Rüssel schräg zum Körper gestellt und bildet mit diesem einen deutlichen Winkel, während bei der Malaria-Mücke Rüssel und Körper in dieser Stellung eine gerade Linie bilden.

Malaria-Mücken auch bei uns.

Das Verbreitungsgebiet dieser Mückenart erstreckt sich über Nordamerika und Europa; ja sogar in Lappland ist sie zu finden. Besonders im Mittelmeergebiet ist sie weit verbreitet. So tritt sie in der römischen Campagna in großen Mengen auf. In Deutschland ist die Malaria-Mücke aus verschiedenen Gebieten bekannt, so kommt sie in der norddeutschen Tiefebene an zahlreichen Orten vor. Auch in der Umgebung von Berlin ist sie wiederholt beobachtet worden. An das Vorkommen der Malaria-Mücke ist keineswegs immer das Auftreten des Wechselfiebers gebunden, zumal wenn der Parasit, der das Fieber erregt, nicht vorhanden ist. Die Mücken übertragen mit ihren Stichen die entwickelten Keime des Malariaerregers in das Blut des von ihnen gestochenen Menschen, die dann das Auftreten des Fiebers verursachen. Dazu ist aber notwendig, daß die Mücken bereits vorher einen mit Malaria behafteten Menschen gestochen und von dem mit den Keimen des Malariaerregers verseuchten Blute sich voll-



gejogen haben. In ihrem Körper entwickeln sich diese Keime und werden dann beim Stechen weiter verbreitet. Da in Deutschland das Auftreten des Wechselfiebers eine recht seltene Erscheinung ist, so ist natürlich eine Uebertragung durch die Malaria-Mücken kaum möglich. Die Stechmücken kommen als Ueberträger nicht in Frage, da sich in ihrem Körper die Malaria-Keime nicht entwickeln können.

Ein Bekämpfungsmittel.

Von anderer Seite wird uns zur Bekämpfung der Mückenplage in den Wohnungen folgendes empfohlen: Die erfolglosen Jagden auf die blutdürstigen Bestien bleiben leider erfolglos, denn so viel man sie gejagt hat, bei Verlöschen des Lichtes beginnt auf's neue das Propellerjucken, bis der Jäger der Verfolgte wird und sein Blut als Opfer bringt. Glücklich ist dann der Haushalt daran, der einen Staubsauger besitzt. Mit diesem Instrument lassen sich nämlich die Mücken glänzend wegsaugen, was viele nicht wissen dürften. Man braucht das Saugrohr nur in die Nähe des stillstehenden Insektes zu bringen und sofort ist es von dem saugenden Luftstrom erfasst und wird verschlungen. Selbstverständlich sind zu dieser Verdreherjagd am besten die Morgenstunden zu benutzen, wo die gefäßtägten Räuber still an der Zimmerdecke sitzen. Wer Rauch zur Mückenbekämpfung vorziehen sollte, dem ist auch zu empfehlen, abends das Zimmer auszuräumen, wozu man am besten die in den Geschäften erhältlichen Räucherkerzen kauft. Selbstverständlich sind Türen und Fenster abends im beschriebenen Zimmer zu schließen, da bekanntlich die Mücke zum Licht fliegt.

Neben diesen beiden Mückenarten gibt es noch eine Anzahl anderer Mückenarten, die aber harmloser als die besprochenen Arten sind. So sind die Büffelmücken keine Blutsauger. Ihre zart durchsichtigen Larven schwimmen wogerecht und treten zeitweise in großen Schwärmen auf, so daß sie ebenso wie die Larven der Zuckmücken, die auch gern im Schlamm leben, in größeren Mengen gefangen und als Fischfutter verwendet werden. Die hier vorkommenden Zuckmücken, welche den Stechmücken ähnlich sind, haben infolge ihres kurzen Rüssels nicht die Fähigkeit, Blut zu saugen.

Marcia Reale.

Novelle von Andreas Loh.

„Pierino! Wießt du herkommen, elender, verfluchter Kötter! . . . Komm, komm, mein Lieblich!“ . . . Und immer, wenn sie sich zu weit vorgewagt hatte, fuhr sie wieder erschrocken unter das Hausior zurück, in den Hals getroffen von dem eifigen Regen.

Pierino machte die Sache offenbar Spaß. Er war froh, frische Luft zu schöpfen, galoppierte davon und raste kläffend zurück, ohne sich um Vorwürfe und Bittgesuche zu kümmern. Sein warmes Plätzchen, oben in den hell erleuchteten Räumen war ihm ja sicher, warum sollte er sich nicht nach Herzenslust austoben? Wer sich da drinnen geborgen wußte, in diesem herrschaftlichen Haus mit weichen, roten Teppich auf den Marmorstufen, konnte sich's erlauben, mit dem Regen kein Spiel zu treiben! . . . Pasquali starrte neidisch in die Loretinensicht und überlegte gerade, ob er es nicht versuchen sollte, hinter dem Mädchen hineinzuschlüpfen?, als von der gegenüberliegenden Seite der Straße jemand höhnisch rief: „Lassen Sie doch den dummen Pierino, schöne Signorina! Erlauben Sie, daß ich mich auf sein Kissen lege, der Teufel soll mich holen, wenn ich mich zweimal rufen lasse! . . . Ein gewöhnlicher Christenmensch ist am Ende auch so viel wert wie ein Hund!“

Cesare Pasquali vergaß für einen Moment seinen Hunger, wie Bronntwein prickelte ihn dieser Spott durch die Adern, er hätte dem Unbekannten die Hand schütteln mögen für den Jurus, der endlich in Worte goß, was ihn fast erstickend machte vor Erbitterung. Die Jofe sah die Ansprache ganz anders auf. Sie würdigte den frechen Strolch keines Bides, so lange er jenseits des Fahrdammes stehen blieb. Als sich der Mann aber anschickte, zu ihr herüber zu kommen, sprang sie erschrocken in die Einfahrt hinein, behielt die Linke in der Hand und schrie, mit dem Fuße stampfend: „Pierino! Ich lasse dich draußen, wenn . . .“

„Das werden Sie bestimmt nicht tun, Signorina,“ kicherte der Sizilianer, denn sein Dialekt ließ keinen Zweifel über seine Heimat, „schauen Sie nur uns arme Teufel an, wie der Regen aus unseren Kleidern triefelt. Ihre Herrschaft könnte kein Auge schließen heute nacht, wenn sie Pierinos zarten Pelz in solchem Zustand wüßte!“

Das Mädchen war den Blicken des Fremden gefolgt und

stieß einen leisen Schrei aus, als es bemerkte, daß der gefährliche Mensch nicht ohne Grund in der Mehrzahl sprach, sondern einen Spießgefellen bei sich hatte, der schon auf wenige Schritte herangeschlichen war. Zum Glück fand auch Pierino die beiden Zuschauer ungemütlich, er sprang ins Haus, so daß die Ragd das Tor zuschlagen konnte, ehe die Strolche Zeit gefunden hatten, ihr an den Leib zu rüden.

Als Hund und Mädchen verschwunden waren, unterzogen die beiden neuen Bekannten einander zunächst einer stummen Musterung. Der Sizilianer zuckte die Achseln: „Run ja,“ meinte er, „einen Hund jagens nicht auf die Straße bei solchem Wetter, das ist schon richtig. Aber ein Mensch, der kein Geld in der Tasche hat? Das ist was anderes! . . . Hast du schon irgendein Plätzchen in Aussicht für die Nacht?“

Pasquali wurde verlegen. Etwas war ihm unheimlich an dem neuen Kameraden. Es war wohl bestimmt der sizilianische Dialekt, den er sprach, aber er sprach ihn ganz eigen, wie angelernt, und dazu hatte er ein seltsam lebloses Gesicht, so starre Augen, daß der Leinenweber es unwillkürlich vermied, ihrem Blick zu begegnen. Erst als der Fremde seine Frage noch einmal wiederholte, nannte Pasquali die Adresse der Matrosenkneipe, fügte aber sofort hinzu, daß dort zwei Bire bei der Aufnahme schon abgefordert wurden.

„Ach so,“ rief der Sizilianer und verbeugte sich spöttisch bis zum Boden, „entschuldigen Durchlaucht, ich habe es nicht gleich erkannt, daß ich mit einem verkleideten Großfürsten zu tun habe, der gewöhnt ist, zwei Bire für sein Nachtlager zu zahlen.“

Statt jeder anderen Antwort hielt Pasquali dem Spötter sein erbetelltes Geldstück unter die Nase: „Dieses Vermögen verdanke ich dem Glück, einem wohlthätigen Großfürsten begegnet zu sein, der es gnädig aus seinem kostbaren Pelzmantel für mich herausfischte,“ höhnte er zurück und erzählte gleich ausführlich die Erlebnisse der drei letzten Tage, von dem Auszug aus seiner Heimat bis zu ihrer Begegnung. „Mit meinen vier Soldi werde ich wohl auch für die vierte Nacht unter eine Brücke kriechen müssen. Oder weißt du am Ende was Besseres?“

Der Fremde ließ die schüchtern gestellte Frage unbeantwortet und schob Pasquali an der Schulter in eine schmale Quergasse hinein. „Vor allem wollen wir aus der Via Balbi fortkommen,“ erklärte er, „um diese Stunde schnüffeln die Dreißpige die Hauptstraßen ab, da kannst du leicht schneller ins Trockene kommen, als dir lieb ist.“

Pasquali schüttelte unwillig die Hand des Fremden ab von seiner Schulter und bohrte die Augen misstrauisch in das unheimliche Gesicht. Es pochte ihm nicht, mit solcher Selbstverständlichkeit dem lichtscheuen Gesindel zugehört zu werden, das die Polizei zu fürchten hatte. Der Mensch sollte wissen, daß man noch lange kein entsprungener Sträfling sein mußte, weil man nur zwanzig Centesimi in der Tasche hatte.

Der Sizilianer nickte nur bedächtig mit dem Kopfe, ohne die Zurechtweisung irgendwie übel zu nehmen. „Ja, ja,“ brummte er, „ich habe es dir sofort angelehnt, daß du ein Grüner bist. Wer noch nicht in ihren Büchern steht, ist am allerverdächtigsten, merk dir das, mein Lieber. . . Was schaust du mich so merkwürdig an?“

„Ich?“ staunte Pasquali, „du hast so eine Art, einen anzustarren.“

Der Fremde kicherte lautlos in sich hinein. „Das ist nur mein rechtes Auge, es schaut, wohin es will, denn es ist aus Glas. Wenn es dich stört, kannst du's nacher in die Tasche stecken, habe es vorgestern schon einem Brillenhändler anhängen wollen, aber er wollte es nicht haben, es sei schlechter Qualität. Ich habe ein prima Dualitätsauge dafür gegeben, das darfst du mir glauben. So geht es jedem, der mit dem Vaterland Tauschgeschäfte macht.“

Cesare Pasquali blieb stehen. „Auch Kriegsinvalide?“ rief er erfreut. „Da, ich habe ihnen diese zwei Finger gegeben, die beiden gerade, die ich als Leinenweber nicht entbehren kann. Finger aus schlechtem Glas haben's mir nicht anhängen können, nur eine Rente, die genau für die beiden Finger ausreichen würde, aber nicht für den Menschen, der übrig geblieben ist.“ Er spie verächtlich durch die Zähne, deutete an sich hinunter und quetschte mit einem leichten Druck einen wahren Bach aus seinem Aermel. „Du siehst ja!“

„So ein blöder Hund, mit gestutzten Ohren und einer bissigen Schnauze hält's halt werden sollen!“ gab ihm nach einer Weile der Fremde nachdenklich zur Antwort und ließ den Kopf hängen. „Da schreiben sie Bücher und erfinden Geschichten, ich habe den Quark ja nun fünfzehn Jahre lang sehen müssen! Wozu viel erfinden? . . . Pierino, mein Engel, laß dich herbei, ins Haus zu spazieren, kriegst eine feine Wurst und ein Samthissen vor's Feuer . . . und zwei verhungerten Menschen schlägt sie das Tor vor der Nase zu, fragt den Teufel danach, auf welchem Misthaufen sie verrecken werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Albert, springe mal!

Von Karl Hermann Franz.

Wenn ihr Dienstags oder Sonnabends in der Nachmittagsstunde durch den Stadtpark bummelt, verläumt nicht, den Weg am Ball hinter den Kasernen aufzusuchen. Dort bietet sich ein Schauspiel, das euer Herz erschüttert, das eindrucksvoller zu euch spricht als jenes „Memento mori“ weltabgeschiedener Könige.

Zwischen Busch und Baum vordringend bereitet sich die Front der militärischen Gebäude, lauschende Kinderstimmen klingen herüber und ihr unterscheidet deutlich den sich wiederholenden Ruf: „Albert, springe mal! Albert, springe mal!“

Kommt ihr näher, könnt ihr sehen, wie auf dem unbewaldeten Streifen an der Kasernenmauer ein alter Kerl in Lumpen — auf grauem Kopfe trägt er eine rote Husarenmütze — den Popanz einer Gemeinde spielt, die in respektvoller Entfernung herumsteht und ihn mit gellenden Juruken zu immer neuen Kapriolen ansetzt.

Der Stromer bewegt sich schwerfällig wie ein dressierter Bär im Tanzschritt über die Erde, wackelt mit dem Kopfe, hebt und senkt die Arme, läßt sich nieder und kriecht auf allen Vieren. Nicht nur Tugend von Kindern und Erwachsenen sehen seinem närrischen Treiben zu, auch in der Kaserne sind alle Fenster geöffnet und Soldaten mit lachenden Gesichtern schauen aus den Stockwerken, neben sich auf dem Fensterbord ganze Stapel alter Kommihbrotreste.

Wenn der Kreis der Zuschauer „Albert, springe mal!“ jubelt, dann schnell sich der Alte mit ungelenteten Gliedmaßen mühsam ein Stück vorwärts, im gleichen Augenblick setzt aus allen Fenstern ein Bombardement auf ihn ein, halbe und viertel Kommihbrotstücke sausen aus der Höhe herunter und schlagen polternd um den Stromer zu Boden.

Der Sinn des Spieles geht dahin, dem Kerl die rote Mütze vom Kopfe zu werfen! Das ist nicht einfach, obgleich ihn da oder dort ein Geschloß trifft. Dann rieselt langsam Blut aus einer Schramme an der Stirn, auch das Ohr schwillt unförmig auf. Aber die Mütze fliegt fort und wartet auf den Königstreffer.

In den Pausen sammelt der Alte das herabgeworfene Brot in einem großen, braunen Sack, er geht dabei sehr sorgsam vor, denn manche Stücke sind weit vom Ziel eingeschlagen und über die Erde gerollt, da muß er den ganzen Umkreis absuchen. Zuweilen bleibt er stehen, klaubt aus seinem zerrissenen Rocke ein schmutziges Tuch und wischt sich das Blut ab. Mitunter zieht er auch eine Flasche aus der Hosentasche, hält sie gegen das Licht, eine gelbe Flüssigkeit leuchtet in ihr. Wenn er von dem Fusel einen guten Schluck hinter die Binde gegossen hat, nimmt er mit verdoppeltem Eifer seine Tätigkeit wieder auf. Dabei mag er an den Fuhrhalter denken, der für den gefüllten Brotsack zwei Mark gibt. Das bedeutet für ihn fünf volle Flaschen!

Bad beginnt das Spiel von neuem, der Sack ist noch halbleer und der Abnehmer hält auf Maß und Gewicht. Wieder bewegt sich der Stromer gravitativ wie ein Tanzbär, läßt sich wie ein Tier necken, und hell erklingt der Juru der Kinder: „Albert, springe mal!“ Aus der Höhe fahren in rasendem Schwunge die harten Brotstücke, schlagen dumpf polternd auf, rollen weiter und bleiben liegen. Wenn aber ein Wurf den Alten in die Ansetzlinie trifft, dann nimmt der Jubel kein Ende, der Stromer kniet zusammen, die Mütze rutscht ihm vom Kopfe und der Kerl liegt da.

Oben in den Fenstern biegen sich die Soldaten vor Vergnügen, der Königschütze blüht sich wie ein Hahn, unten tanzen die Kinder vor Lust, und die Großen lachen aus vollem Halse! Lauschend schallt das Geschrei empor: „Albert, springe mal! Albert, springe mal!“ Mühsam erhebt sich der Alte, humpelt hin und her, sucht die Brotreste zusammen, nimmt den prollen Sack über die Schulter, reißt sich mit einer verzerrten Grimasse das getrocknete Brin und hint davon.

Könnt ihr euch vorstellen, daß dieser grauhaarige, verkommene Kerl einmal ein schmales, blöcker Junge gewesen ist? Was sein Leben auf eine schiefe Ebene gedrängt hat, will ich erzählen, erwartet aber nicht große Ereignisse, dann würdet ihr enttäuscht. Ich kann nur von soß belanglosen Vorfällen berichten, von denen man nicht viel Aufhebens macht. Vielleicht war er zu empfindlich, besaß nicht die notwendige Widerstandskraft gegen seine Umwelt und ging darum zugrunde.

Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt. Sein Vater, ein kleiner schwächlicher Postkassierer, trug Jahre schwer an dem Verlust, aber die Kinder machten eine neue Heirat zur Notwendigkeit. So nahm er eine zweite Frau, ein großes, breitbüstiges, willensstarkes Frauenzimmer, das den Mann unterjochte und den Kindern Furcht und Schreden einjagte.

Albert war ein Junge von vierzehn Jahren geworden, seine Lehrer hatten den Vater bestürmt, den begabten Knaben auf eine höhere Schule zu bringen, und der ehrgeizige Postkassierer hatte dem Drängen nachgegeben. Der Sohn sah schon das Ziel seiner Wünsche in greifbarer Nähe, er besuchte die Tertia des städtischen Gymnasiums. Verloht wurde es ihm nicht, denn die Mitschüler höhnten über seine abgetragenen Kleidungsstücke und zu Hause hörte er das Klagen und Keifen seiner Mutter über das hohe Schulgeld.

In dieser Zeit war es, als ein unbegreifliches Schicksal den Jungen aus dem Gleis warf. Die Familie sah bei Tisch, die Suppe dampfte in den Tellern. Da geriet der Postkassierer mit seiner Frau zusammen, der Streit wurde heftiger und plötzlich schlug das Weib den Mann heftig in das Gesicht. Der Vater fuhr nicht empot, er blieb zitternd sitzen, logte kein Wort, verteidigte sich nicht, nur sein Gesicht war weiß und blutleer.

Albert hatte atemlos den Vorfall beobachtet, er hörte wie aus weiter Ferne, daß seine kleineren Geschwister zu weinen begannen, aber der Vater rührte sich nicht, nahm den Schlag hin. Da sprang der Junge auf, griff nach dem Teller, schüttete in sinnloser Erregung die heiße Suppe dem hochaufgerichteten dastehenden Weibe in das Gesicht und schlug mit beiden Fäusten los.

Mit einem einzigen brutalen Stoße wehrte die Angegriffene den schwächlichen Knaben ab, schwer fiel er auf die Dielen. Dann war der Vater über ihm, mit verzerrtem Munde stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Dich will ich lehren, deine Mutter zu schlagen!“ Und dann hieb er auf den am Boden Liegenden ein, ließ an dem Wehrlosen seine ganze unterdrückte Wut aus und fand mit seinen Mißhandlungen kein Ende.

Von der Stunde an war der aufgeweckte Junge nicht wiederzuerkennen, auf der Schule verlor er vollständig, tagelang sah er untätig und fann vor sich hin und begriff nichts. Seine Vorstellungen von Recht und Unrecht waren wie Glas zerplittert. Niemand half ihm, sich in der harten Welt der Wirklichkeit zurechtzufinden. Auf Drängen der Frau nahm ihn der Vater von der Schule, die Kosten für einen Richtstuer wollte er sich ersparen.

Das Monstrum.



In Frankreich ist es gelungen, drei Köpfe auf einen Rumpf aufzusetzen. Aber wird dieses Monstrum lebensfähig sein?

Man gab Albert zu einer kleinen Maschinenfabrik in die Lehre. Der schweren Arbeit waren seine körperlichen Kräfte nicht gewachsen, er litt mahlos, aber keiner hatte ein Wort des Bedauerns. Den anderen war es eine Freude, ihn da anzustellen, wo er unter dem Druck schwerer Lasten zusammenbrechen mußte. Stemmte er mit zitternden Knien und berstenden Muskeln ein eisernes Gelenkstück, bis seine Arme erlahmten und ein Stärkerer zufassen mußte, setzte es scheltworte und Pöffe, und der Meister drohte, den faulen Burschen dazuzujagen.

Es wäre noch alles gut geworden, wenn die Gesellen den Jungen nicht zu Botengängen gebraucht hätten. Er mußte in seinem beschmierten Arbeitszeug über die Straße, bespaßt wie ein Lastesel kam er mit Bierflaschen, Brötchen, Knobländern, Rostrieh und Zigarren wieder. Dabei waren ihm einige seiner früheren Schulfameraden begegnet und hatten sich über den Schlosserjungen lustig gemacht. Wie ein gebrechtes Wild war Albert davongestürzt, aber die Juriste hatten ihn doch erreicht und ihm vor Scham das Blut in die Wangen getrieben.

Am nächsten Tage weigerte er sich, die Gänge zu übernehmen, man drohte, man schimpfte, man prügelte ihn, da erst war er willig. Er trotzte sich davon, aber kam nie mehr in die Fabrik zurück. Eine halbe Stunde später fand er sich bei seinem Vater auf dem Postamt ein; der hörte ohne Verständnis die Klagen des jungen Menschen an. Was aus ihm werden sollte, fragte der Postkassierer, wenn er die Lehre nicht durchmache? Er wäre kein reicher Mann, der seinem Sohne ein Rittergut hinterlassen könne. Er solle sich wieder an seine Arbeitsstätte scheren und seine Pflicht erfüllen. Da ging der Junge, aber nicht in sein Joch, sondern hinaus in die Freiheit der Landstraße.

Menschen am Meer.

Von Alfred Hein.

Die alte Lehrerin.

Lebe und Leben sind fast verwehlt. Nur ihre Augen flammen noch einmal jungfräulich, da sie auf ihre absteigenden Tage, die Schulstufenluft grau unter der Haut, sich die paar Groschen zusammengespart und weithin aus dem verrauchten Industriegebiet im Binnenlande in die reine klare Atmosphäre des gewaltigen Meeres gefahren war. „Ich habe diesen schönen Abend erlebt, nun könnte ich sterben“, denkt sie. Und lächelt mit ihrem hübschen Gesicht, das sich langsam rötet. Oder trifft sie nur die rote Sonne mit mittelblutigem Schein?

Der Jazz-Tänzer.

Kurz vor der Reunion steht er sich auch einmal das abendsonnige Meer an. Um davon mit seiner Dame sprechen zu können. Aber er schaut doch nicht hinaus, sondern betrachtet die weißlichen Wellen und sucht sich die Schönste aus, eine schlank Blondine. Als wollte er besonders ein erschütterndes Moment des Unterganges der Sonne umträumen, rückt er wie von ungefähr am Gestirne des Seesteges näher und näher. Schaut fast durch das Goldgelb der Dame. Fühlt schon seine Hände sich um den ranten Leib schmiegen. Da steht er den Ebering an ihrem Finger. Enttäuscht sucht er weiter die verschämten Frauengesichter auf und ab. Eine lächelt ihm zu. „Ich bin doch hübscher als so'n Sonnenuntergang“, denkt er eitel und schaut die tadellose Bügelkiste herunter und rückt den Schlipps zurecht.

Die Stenotypistin.

Sie hat nur ein Ausflugsbillet und muß mit dem letzten Zuge, der in die große dunkle Hafenstadt zurückgeht, wieder heim. Heim? Das Bureau mit den schwarzen Klappermaschinen, ein möbliertes

Zimmer mit einer klatschigen Wirtin wartet. Die Wirtin wird fragen: „Na, sooo lange waren Sie? Und gaanz allein?“ Ja. Allein. Der Schatz hat sie verlassen. Sie betet zur Sonne und zum Meer um das Glück: Ein Haus, einen lieben Mann, zwei hübsche Kinder. Bloß bißchen Geld. Aber immer wieder kehrt die kleine Schüchterne mit den schwarzen Augen und den müden Falten um den jungen, aber schon weisenden Mund, an die Maschine mit den leuchtigen Zeichen zurück und sippt trockene Zahlen und „Auf Ihr Geheiß vom 13. d. M. teilen wir mit“. . . Langsam wendet sie den Blick von der schönen Sonne, vom friedlichen Wiegen des sommerlichen Meeres und geht so allein und so schwer das leere Leben tragend, zum Bahnhof, ohne Tränen, in sich schluchzend, daß das Herz fast zerpringt. An den feinen Damen vorbei, an den eleganten Herren. Mancher schaut ihr nach. Sie weiß aber, daß keiner sie erblickt in ein Hausmütterchen-Idyll hinein. Ein Kind läßt vor ihr eine Blume fallen. Sie nimmt sie nach Haus und wird diese Nacht mit der Blume schlafen, als hätte sie ein Kindlein im Arm.

Drei Musikanten.

Das Konzert im Kurpark ist zu Ende. Der Besaunenbildler, der Baufenhäger und der Mann mit der Oboe stehen, bespaßt mit ihren Instrumenten, am Seesteg. Scheu. Nur einen Blick auf das goldblaue Meer vor Abgang des Hafensditzjages, woher sie für ein paar Pfennige kamen, werfend, nachdem sie den ganzen Nachmittag geblasen und die Paute geschlagen haben, indes die feinen Leute achtlos an ihnen vorüberwandeln, nur ihre Musik gerade noch so hinnehmend. Jetzt trifft sie manch prüfender Blick der Vorübergehenden: Was wollen die hier? Sie aber wollen auch zu Haus beim Käsebrot und Flaschenbier erzählen, wie herrlich es an der See sei und wie alles eine Musik von Farben war bis in die Unendlichkeit hinein. Und ihre kleinen Kinder werden sagen: „Vater, nimm mich doch mit!“ Da wird die Mutter dazwischenfahren: „Ihr seid verrückt! Wir haben doch kein Geld!“ Der Mann mit der Oboe hat vom vielen Blasen einen ganz spitzen Mund. Er sieht abstoßend hübsch aus. Das Meer erglänzt majestätisch. Die eleganten Menschen wandeln an ihm, unangenehm berührt, vorüber. Eine schöne Frau lacht über seinen komischen Mund.

Der Dichter.

Er dachtet natürlich immer. Er schaut letzte Dinge sozusagen. Er spricht laut sehr gewählte Worte über das Meer, Hamlet, jüngstes Gericht, Sonnenprotuberanzen und Goethes Lied an den Mond, das er sich wünscht, eines Tages zu libertreffen. Er zitiert eine Stelle aus seinem demnächst zur Uraufführung gelangenden Drama. Er ist ganz Seele, die er zur Schau trägt auf dem Trapez spitzmühdig geformter Worte. Zwei junge Mädchen lauschen ihm andächtig zu. Nicht sie, nur ihre Andacht und Bewunderung liebt er. Nicht das Meer, die Sonne und den Himmel, nur daß er so herrlich sie zu bedichten versteht, macht ihm diesen abendlichen Augenblick wertvoll. Er zeigt hinaus auf ein Segelboot und empfindet selbstbewußt die Größe der Situation. Sein Name wird von Vorbeipromenierenden geflüstert. Noch nie war er so glücklich wie an diesem Abend. Die verlebten Mädchen zur Seite, auf dem Wege zum Ruhm. Die Sonne windet eine goldene Gloriole um seine Bodenmähne, das Meer breitet sich zu seinen Füßen, winzig vor der unendlichen Nacht seiner erhabenen Gedanken. Er durchschaut und weiß alles. Nur daß er ein ganz großes kaltherziges Eitel ist, das weiß er nicht.

Der Einsame.

Fernab vom Seesteg auf einer verlassenen Düne hocht er seit Stunden. Meerwind ist längst bis ins Blut gedrungen, die Sonne ergießt sich in sein wie ein Blumenfeld geöffnetes Herz. Er ist mahlos verwundert über die Pracht dieser Erde und dieser Stunde. Er lächelt dankbar der unbekannten Nacht zu, die ihn dies Einmal erleben läßt. Er atmet langsam im Rhythmus des Wellenschlages. Er fühlt, wie sein Körper Wurzeln schlägt im Meeresfond. Er dringt in die Tiefen der wallenden Wälder mit fernem Blick und findet verunkente Jahrtausende in einer Minute. Die Sterne stehen in ihm auf und tragen seine stille kleine Seele ins All hinaus. Er meint vor Demut, daß er so groß sein darf in seiner Einsamkeit, um die gigantischen Myriaden des Himmels zu ahnen. O wäre sein Auge wenigstens so groß wie das Meer, um den Glanz ewiger Welten spiegelein zu dürfen. Er möchte ganz sein unmenliches Ich, das einem mühseligen Gehaltsempfänger im Bureaudienst gehört, eintauschen gegen die Namenlosigkeit des Meeres. Wenn sein Auge so still da läge, und das Gold und Blau dieses seligen Himmels spiegelte. Einmal. Voller Friede. Im Dom der Reinheit dieses Firmaments der Opferaltar sein, der heilige Spiegel nur der ewigen Wahrheit. Voll Rausch wankt er endlich zum Zug, der gerade zum Bahnhof hinausfährt. Er ist so voll des Glücks, daß er dem Mitgeschick nicht zürnt. Eine Nacht ist ihm wie das Rinne eines Sandfornes durch seine Hand, die längst wieder auf der Düne verträumt spielen darf, indes das weite aufgetane Auge von ferne letzte auslaufende Scheine des Nordlichtes leuchtet und nächtliche Vögel kreisen sieht, die in den sturmgeackten Riefen der Dünen nisten. Der Sommerabendwind singt. Die Wogen ergeln.

Der fähle Haustrunk.

Man kann einen Trunk selbst im heißesten Sommer kühlen und kühl halten, ohne daß man dazu Eis braucht. Ganz ausgezeichnet sind die Leute in sehr heißen Ländern auf die Bereitstellung erfrischender Getränke eingerichtet. In Westindien, Spanien, Portugal und Kegypten gibt es seit alter Zeit besondere Gefäße, in denen Flüssigkeiten stets kühl bleiben. Sie sind aus Ton hergestellt, aber nur so schwach gebrannt, daß sie etwas Flüssigkeit durchlassen und daher auf der Außenseite beständig „schwitzen“. Nun verdunstet natürlich diese ausgebrungene Feuchtigkeit, und zwar um so kräftiger, je heißer es ist, und besonders, wenn etwas Zug herrscht. Verdunstung erzeugt aber bekanntlich, wie man kurz sagt, Kälte, und so hält sich der Inhalt dieser Krüge stets frisch. Warum gebrauchen wir solche „Acarrazas“, wie sie der Spanier nennt, nicht auch? Man kann aber einen Ertrag schaffen. Man umhülle ein Gefäß, in dem sich Milch, Limonade und dergleichen befindet, mit einem feinen Tuch, das man anfeuchtet, und das feucht bleiben muß. Um sich eine Wartung des Tuches zu ersparen, stellt man das Gefäß in einen Suppenteller, den man genügend mit Wasser füllt. Dieses saugt sich dann ganz von selbst in den feinen Zellen des Gewebes empor, und versorgt es stets wieder mit Feuchtigkeit, wenn durch Verdunstung ein Abgang stattgefunden hat. Man sorge nur möglichst dafür, daß Krug oder Glas etwas von bewegter Luft umspült werden. Sie mögen ihren Platz am offenen Fenster finden, und es schadet nichts, wenn die Sonne ein wenig darauf brennt. Vorzügliche Wirkungen kann man auch durch sogenannte Kältemischungen erzielen. Wenn man zum Beispiel gewöhnliches Kochsalz reichlich in Wasser schüttet, so wird dessen Temperatur um einige Grade herabgedrückt. Das Salz schmilzt bekanntlich im Wasser, und dabei wird Wärme verbraucht, die der Lösung entzogen wird. Als „Salz“ benutzt man aber besser salpeterlaures Ammoniak, das sich im Handel für wenig Geld erhalten läßt. Man stellt bei seinem Gebrauch das zu kühlende Gefäß in ein größeres, gibt in das letztere Wasser, und schüttet in dieses das Ammoniak, das aber zuvor recht fein zerklüftet werden muß, damit es vielseitig von Wasser umspült werden kann. Es genügt zum Abkühlen eines Getränkes schon 200 Gramm Salz auf ein Liter Wasser. Nimmt man mehr Ammoniak, so kann das äußere Wasser eine Temperatur bis zu 17 Grad Kälte erreichen, wobei es jedoch nicht gefriert, weil es salzhaltig ist.

Hans Bourguin.

Arbeitsbeschaffung durch Sachleistungen.

Unerhoffene Möglichkeiten.

In dem Arbeitsprogramm, das vom Reichstag zur Bekämpfung der Erwerbslosigkeit angenommen wurde, befindet sich ein Absatz, der die Sachlieferungen für Reparationszwecke zur Bekämpfung der Krise nutzbar machen will.

Seit April d. J. hat nämlich der Sachlieferungsverkehr über Reparationskonto eine weitere bedeutende Zunahme erfahren. Und die Erfahrungen, die am Sachlieferungsgeheimt intereffierte Industriegruppen im Laufe der Zeit gemacht haben, liefern den Beweis für die Richtigkeit der Auffassung, die hervorragende Sachleute schon immer über die Auswirkung der Reparationslieferungen vertreten haben.

Sachlieferungen regen, wenn sie sich in vernünftigen Grenzen halten, die deutsche Erzeugung an und wirken als ein Stimulus für größeren Ausschub.

Ein Wirtschaftskenner und Reparationspolitiker wie der ehemalige Staatssekretär Bergmann schreibt in seinem Buche „Der Weg der Reparation“:

„Jetzt hat Deutschland bis zur vollständigen Ordnung der Weltmärkte und seiner eigenen Wirtschaft ein lebhaftes Interesse daran, auf Reparationskonto Waren zu liefern, deren Absatz auf den Weltmärkten steht.“

Tatsache ist, daß die Lieferungen den verschiedenen Industriegruppen die gerade heute so dringend notwendigen Aufträge bringen, und daß damit ein weiterer Teil der deutschen Arbeiterschaft vor der drohenden Arbeitslosigkeit bewahrt wird.

Table with 4 columns: Sachlieferungen an Frankreich und Belgien vom 1. September 1924 bis 1. Juli 1926, Frankreich Zahl, Wert, Belgien Zahl, Wert. Rows include landwirtschaftliche Erzeugnisse, Eisenbahnschwellen, Zement, etc.

Was die einzelnen Gruppen betrifft, so haben namentlich die Gruppen Eisenbahnschwellen usw., ferner landwirtschaftliche Rohstoffe, Kohlenenergieprodukte, Chemikalien, Zellstoff und elektrotechnische Erzeugnisse, also gerade Fertigfabrikate, eine ständige erhebliche Zunahme erfahren.

Die weitere Gestaltung des Sachlieferungsverkehrs wird vor allem von der Kaukraft der interessierten Industrien der reparationsberechtigten Länder abhängen, dann aber auch von der Art und Weise, wie diese Länder in Zukunft zur Erleichterung des Lieferungsgeschäftes beitragen werden.

vorliegenden Statistiken geht ja ohnehin hervor, daß eine Schädigung einzelner Industriegruppen in jenen Ländern um so weniger in Frage kommt, als sich das Sachlieferungsgeheimt immer mehr auf die spezifisch deutschen Industriemärkte ausdehnt.

Geringe Erfolge des Tiefbaugewerbes.

Im Tiefbaugewerbe haben bekanntlich vor einiger Zeit Verhandlungen stattgefunden, die eine stärkere Beteiligung der deutschen Industrie an den Sachleistungen mit Zustimmung der französischen Schwesterindustrie bezweckten.

An Reparationsaufträgen für das deutsche Tiefbaugewerbe liegt nämlich bisher nur ein Auftrag vor, der an die Firma Dyckerhoff u. Widmann L.-G. vergeben wurde. Die Höhe des Auftrages soll sich zwischen 0,7 und 0,5 Millionen Reichsmark bewegen.

Damit dürfte es auch zusammenhängen, wenn die deutschen Banken noch keine Veranlassung gehabt haben, in der Finanzierungsfrage eingzugreifen.

Die zweite Serie der Reichsbahnaufträge.

Das Reich hat bekanntlich der Reichsbahn im März 100 Millionen und nachträglich noch 20 Millionen in Form von Krediten zur Auftragsvergebung zur Verfügung gestellt.

Die Berliner Arbeitslosen und die Reichsbahn.

Aus der Elektroindustrie erhalten wir folgende Zuschrift: Durch die geringe Beschäftigung der Berliner Metallindustrie, zu der auch die Elektroindustrie gerechnet wird, ist die Arbeitslosigkeit in Berlin in den letzten Wochen außerordentlich angestiegen.

Es ist daher sehr zu begrüßen, daß die Reichsbahn sich entschlossen hat, die Elektrifizierung der Berliner Stadtbahn vorzunehmen und zu diesem Entschluß auch die Erwerbung beigetragen hat, daß die Beschäftigung der Industrie die Vorbedingung für die Steigerung des Güterverkehrs der Reichsbahn ist.

Die Einwirkung des englischen Streiks auf den deutschen Kohlenmarkt tritt im Monat Juni durch den Kohlenumschlag im Duisburg-Ruhrorter Hafen außerordentlich stark in Erscheinung. Die soeben erschienene Statistik ergibt, daß im Juni 1926 = 2449766 Tonnen Kohlen per Schiff verfrachtet worden sind.

Warum nicht gleich so?

Der Verein für die Interessen der Rheinischen Braunkohlenindustrie in Köln hat einen ausführlichen Bericht für das Geschäftsjahr 1925 erstattet. Er enthält manches Bekenntnis, das recht vorteilhaft von den Berichten anderer Unternehmerverbände absteht und wert ist, einer größeren Öffentlichkeit mitgeteilt zu werden.

In einem allgemeinen Rückblick wird Stellung zur Wirtschaftskrise genommen und dazu ausgeführt:

„Die Ursachen dieser Krise liegen zum Teil auf außenpolitischem Gebiete und können von Deutschland allein nicht beseitigt werden. Dazu kann es nur kommen durch eine, politische Intentionen zurückstellende ehrliche wirtschaftliche Verständigung der Nationen untereinander, die auf der sich immer mehr Bahn brechenden Erkenntnis beruht, daß unter den am Weltmarkt beteiligten Völkern, besonders den europäischen, eine Art wirtschaftliche Schicksalsgemeinschaft besteht, welche die nationale Wirtschaft des einzelnen Volkes mit der anderer Länder auf Gedeih und Verderb verbindet.“

Diese Erkenntnis lehnt Hoffnungen ab. Darum wird auch die von Deutschland in den letzten drei Jahren durchgeführte Befriedigungspolitik wie folgt gepriesen:

„Um die im Interesse des europäischen Wiederaufbaues unbedingt erforderliche Zusammenarbeit der Völker wieder wahrzunehmen, sie zu pflegen und zu fördern, hat Deutschland in London (1924) und Locarno (1925) außerordentlich schwere internationale Verpflichtungen sowie bittere nationale Opfer und Verzicht auf sich genommen, wodurch das deutsche Volk seine ehrliche Absicht auf Verständigung mit allen, die guten Willens sind, der Welt von neuem bekennt hat.“

Diese Beurteilung kann von allen, die bestrebt sind, eine internationale Verständigung der Völker zu suchen, gutgeheißen werden. Angesichts der durchaus richtigen Beurteilung der internationalen Notwendigkeiten wäre es interessant zu erfahren, ob der Verein für die Interessen der Rheinischen Braunkohlenindustrie oder einzelne seiner Mitglieder Parteien und Vereinigungen unterstützen, die bereit sind, jede internationale Verständigung zu hintertreiben.

Natürlich enthält der Bericht auch Auslassungen, die zum Widerspruch herausfordern. Das ist von einem Unternehmerbericht eben nicht anders zu erwarten. Aber auch da sieht er lobenswert von anderen Berichten gleicher Art ab, weil stets größte Sachlichkeit obwaltet.

Am allgemeinen kann, nachdem die neue Arbeitszeitregelung auf unseren Betrieben längere Zeit praktisch durchgeführt worden ist, gesagt werden, daß sich diese nach Überwindung anfänglicher Schwierigkeiten gut bewährt hat und sich heute reibungslos vollzieht.

Die verführte Arbeitszeit hat sich gut bewährt und vollzieht sich nun reibungslos. Dieses offene Bekenntnis eines Unternehmerberichts ist wert, daß man es sich merkt. Es zeigt auch, daß man bei der früheren Ablehnung der gewerkschaftlichen Forderung den Arbeitern bitteres Unrecht tat.

Die Verflüssigung der Kohle. Wie holländische Blätter melden, erwartet man, daß bereits im Laufe der nächsten zwei Jahre ausreichend Fabriken hergestellt sein werden, um die Herstellung von Del aus Kohle in großem Umfang aufnehmen zu können.

Ergiebige Oelfunde in Albanien. Zwischen Durazzo und Berat in Albanien ist die dort arbeitende englische Petroleumgesellschaft auf reichliche Petroleumlager gestoßen.

Advertisement for FRITZI MASSARY featuring a crossword puzzle graphic and the slogan 'vergisst man nicht so leicht!' (one doesn't forget so easily!).

